Eu 252 k

Erinnerungen

Erinnerungen

eines

Preußischen Officiers

aus den Jahren

1812 bis 1814.

Koblenz,
bei Karl Bädeker.
1846.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.
16. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die vorliegenden Erinnerungen waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Nur auf Zureden Befreundeter hat der Verfasser den Abdruck gestattet.

Neue Aufschlüsse über die Ereignisse jener Zeit enthält das Büchlein wenig. Es schildert die Kriegsbegebenheiten lediglich vom Standpuncte des Subaltern-Officiers, der am Ende der Fäden sich befindet, durch welche der Heerführer das Ganze leitet.

Der Herausgeber hat aber geglaubt, daß selbst der kleinste Beitrag zur Geschichte jener ernsten aber ruhmreichen Tage den Mitkämpfern wie den Nachgebornen nicht unwillkommen sein würde.

Der Feldzug von 1812.

Als Preußen im Jahre 1812 ein Hülfscorps stellte, um vereinigt mit Napoleons großer Armee den Krieg gegen Rußland zu unternehmen, geschah die Bildung der Infanterie-Regimenter dergestalt, daß immer aus zwei Bataillons von verschiedenen Regimentern ein neues formirt wurde. Zur Unterscheidung gegen die im Vaterland zurückbleibenden und nicht ins Feld rückenden Truppen, wurden die neu gebildeten als mobile Regimenter bezeichnet. Das zweite Bataillon des ersten Infanterie-Regiments (damals noch das erste Ostpreußische genannt), bei welchem ich stand, kam auf diese Weise zu dem vom Major von Sjoeholm I. befehligten mobilen Infanterie-Regiment Nr. 1; ein Bataillon des dritten Infanterie-Regiments bildete das zweite Bataillon dieses mobilen Regiments; mein Bataillons-Commandeur war der Major von Kurnatowsky (gestorben im Jahre 1827 als General-Major und Commandant von Königsberg).

Das preußische Hülfscorps stand anfänglich unter dem Befehl des General-Lieutenants von Grawert; als derselbe aber im August wegen Krankheit das Corps verlassen mußte, erhielt der General-Major von York dessen Befehl und behielt ihn bis zum Ende des Feldzuges. Dieses Corps bildete einen Theil des unter den Oberbefehl des französischen Marschalls Macdonald gestellten zehnten Armee-Corps der großen französischen Armee; da es, auf dem äußersten linken Flügel derselben aufgestellt, die Bestimmung hatte, die Festung Riga zu belagern, so besetzte es die russische Provinz Kurland. Dadurch wurde es gegen die anderen französischen Corps, welche bis Moskau vordrangen, glücklich begünstigt; denn seine Verpflegung konnte geregelter und besser bewerkstelligt werden, und es gerieth bei seiner abgesonderten Stellung nicht so schnell in den Strudel des Elends, welchem die andern Corps auf ihrem Rückzuge aus Rußland unterliegen mußten. Aber dessen ungeachtet hatte das Corps in der Folge mit nicht unbedeutenden Beschwerden zu kämpfen, welche sowohl die häufigen Gefechte mit den Russen, als hauptsächlich der ungewöhnlich kalte Winter veranlaßten. Ich war damals ein junger Seconde-

Lieutenant (seit dem Februar 1811), zwanzig Jahre alt, und von schwächlichem Körper; meine Angehörigen sahen mich nicht ohne große Besorgniß in den Krieg ziehen, weil sie glaubten, daß ich den Anstrengungen desselben unterliegen würde. Doch das Gegentheil geschah; die Mühen des Krieges hatten auf mich eine günstige Einwirkung, indem sie mich kräftigten und gegen die Anstrengungen der folgenden Feldzüge abhärteten.

Nachdem die Vorhut des französischen Heeres längst die russische Grenze überschritten hatte, marschirte mein Regiment erst am 12. Juni 1812 von Königsberg, der Friedens-Garnison ab, zur großen Freude Aller, besonders der jungen Officiere. Die vielen Vorbereitungen zum Feldzuge begannen bereits uns zu ermüden, wir sehnten uns nach dem freiern Kriegsleben und nach Gelegenheit, Lorbeeren zu erringen.

Um die in der Ostsee kreuzenden englischen Kriegsschiffe an einer Landung zu hindern, wurden wir befehligt, längs der kurischen Nehrung zu ziehen. Diese vierzehn Meilen lange und mehrentheils nicht über eine Viertel Meile breite Sandschelle zwischen der Ostsee und dem kurischen Haff, nimmt vier Meilen hinter Königsberg ihren Anfang, und

endigt mit dem sogenannten Süderhaken, welche Landspitze der Stadt Memel gegenüber liegt, und von dieser durch das etwa 2000 Schritte breite sogenannte Tief getrennt wird. Der Weg längs der Nehrung ist ziemlich beschwerlich durch die hohen Sand-Dünen, und wegen des fliegenden Sandes; nur da, wo die Brandung den Boden bespült und den Sand fester macht, ist der Boden leicht zu betreten. Man sah nur einzelne kleine armselige Fischerdörfer, welche drei bis vier Meilen von einander entfernt sind; sie befinden sich auf der Nehrung und zwar hart am Haff, wo sie durch die Dünen gegen die Seewinde mehr geschützt sind. Auf dem Süderhaken waren zum Schutz des Memeler Hafens gegen die Kriegsschiffe der Engländer, bedeutende Verschanzungen erbauet und mit vielen Geschützen besetzt. Um diese Verschanzungen für den Fall einer Landung der Engländer zu vertheidigen, erhielt mein Bataillon die Bestimmung, hier stehen zu bleiben. Zur Unterbringung desselben wurden bretterne Hütten erbauet, worin wir langweilige sechs Wochen zubringen mußten; denn so lange Zeit standen wir hier in Unthätigkeit, da die Engländer keine Landung versuchten. Nur einmal kam eine englische

Fregatte bis auf die Rhede von Memel, wurde aber durch die im Hafen stationirte Kaper-Flotille, welche mit französischen Seesoldaten bemannt war, bald vertrieben. Wir hatten hierbei das Schauspiel eines kleinen halbstündigen Seegefechts, welchem wir von den Dünen aus zusahen. Unser Leben in den Hütten wurde sehr unangenehm wegen des oft heftigen Seewindes und durch den feinen Sand, welchen der Wind beständig durch die Luft jagte. Unser Essen enthielt daher gewöhnlich eine Menge Sand, und um von demselben möglichst wenig mitzugenießen, mußten wir es immer eine hinreichende Zeit stehen lassen, damit sich der Sand auf den Boden absetzte. Selbst durch die engsten Zwischenräume unserer Baracken, so sorgfältig wir dieselben auch zu verstopfen suchten, drang dieser feine Sand, und wir sahen uns daher Morgens beim Erwachen immer mit demselben hoch bestäubt.

Als Verbündete der französischen Armee erhielten wir nur französische Namen und Wörter zu Parole, Feldgeschrei und Losung; wir hatten große Mühe, diese, den gemeinen preußischen Soldaten mehrentheils ganz unverständlichen und seiner Zunge ungeläufigen Wörter, ihrem Gedächtnisse

einzuprägen. Die Officiere, welche den nächtlichen Ronde-Dienst hatten, mußten daher zufrieden sein, von den Schildwachen gewöhnlich nur eine Aehnlichkeit des gegebenen Wortes zu vernehmen, und natürlich ereigneten sich hierbei nicht selten die lächerlichsten Verdrehungen und Verdeutschungen der französischen Wörter.

Während des Aufenthaltes auf dem Süderhaken wurde der Aufruf des Kaisers Napoleon*)

---

*) „Soldaten! Der zweite polnische Krieg ist begonnen. Der erste endigte sich zu Friedland und zu Tilsit. Zu Tilsit schwur Rußland Frankreich ein ewiges Bündniß, und England Krieg; heute verletzt es seine Eide! Es will keine Erklärung über sein sonderbares Benehmen geben, als bis die französischen Adler wieder über den Rhein zurückgegangen sind, unsere Alliirten seiner Willkühr überlassend. Rußland wird von seinem Verhängniß fortgerissen. Sein Schicksal geht in Erfüllung. Hält es uns für ausgeartet? Sollen wir nicht mehr die Soldaten von Austerlitz sein? Es stellt uns zwischen Schande und Krieg; die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. So laßt uns denn vorwärts marschiren, über den Niemen gehen und den Krieg in sein Reich tragen. Der zweite Polnische Krieg wird für die französische Armee so glorreich sein, wie der erste; aber der Friede, den wir schließen werden, wird seine Bürgschaft mit sich führen, und dem

vom 22. Juni 1812 an seine Armee aus dem Hauptquartier Wilkowski, und der Tagesbefehl des Marschalls Macdonald für das preußische Corps vom 25. Juni aus dem Hauptquartier Baubeln*) bekannt gemacht.

Endlich schlug für uns die ersehnte Stunde der Ablösung von dem langweiligen Posten auf der öden Sandschelle des Süderhakens; wir wurden mit Schiffen über das Tief nach Memel übergesetzt und in der Nähe der Stadt in Cantonirungs-Quartiere gelegt, wo wir eine freundliche Aufnahme und für die auf dem Süderhaken entbehrten Annehmlichkeiten, vollkommene Entschädigung fanden. Ich, für meine Person erhielt mit meiner Abtheilung, das eine halbe Meile von Memel entfernte und am Dange-Flusse gelegene kleine Dorf Kalnischken zur Cantonirung, mußte hier

unseligen Einfluß ein Ziel setzen, den Rußland seit fünfzig Jahren auf die Angelegenheiten Europas ausgeübt hat." —

*) „Preußen! Rußland will den Krieg; er hat bereits begonnen. Die große Armee, zu der ihr gehört, sieht Euch mit Vergnügen in ihren Reihen; unsere erhabenen Monarchen vertrauen eurer Tapferkeit, sie richten ihre Blicke auf sie, um ihr Beifall zu geben, und sie zu belohnen."

aber wegen der Unreinlichkeit im Wohnzimmer des mir zugefallenen Bauerwirths, meine Wohnung in seiner sogenannten Klothe nehmen. So werden in dieser Gegend die kleinen einstöckigen Häuser genannt, deren jeder Bauer eins in der Nähe seines Gehöfts besitzt, welche er bloß zur Aufbewahrung kleiner Vorräthe und Wirthschaftsgeräthe benutzt. Da sie luftig und kühl sind, so gewähren sie, bei warmer Jahreszeit, einen gesunderen und angenehmeren Aufenthalt, als die unreinlichen Bauernstuben.

Im Anfange des Monats August wurden wir aus diesen Quartieren abberufen; wir zogen in beschleunigten Märschen über Krottingen (wo wir die russische Grenze überschritten), Durben und Schrunden nach Mitau, der Hauptstadt von Kurland, die von der Festung Riga nur noch sechs Meilen entfernt ist. Als wir am 6. August in Mitau einrückten, wurde die Stadt durch die feindlichen Kanonenböte beunruhigt, welche längs dem Aa-Flusse, an dem auch Mitau liegt, in bedeutender Anzahl und mit Landungstruppen bemannt, sich der Stadt näherten. Um die feindliche Besatzung abzuwehren, wurde unser Regiment auf alle Zugänge zur Stadt ver-

theilt und alle Stellungen wurden durch Hindernisse unzugänglich gemacht. Mir wurde hierbei der Posten an einer Wassermühle zu Theil, wo ich die Brücke abtragen und von dem abgenommenen Holzwerke eine Brustwehr errichten ließ, hinter welcher meine Mannschaft sich aufstellte. Unsere Hoffnung, hier die erste Probe unserer Tapferkeit abzulegen, ging jedoch nicht in Erfüllung, indem der Feind keinen weitern Angriff auf Mitau unternahm. Nachdem wir die ganze Nacht über in unseren Stellungen ihn mit Spannung vergeblich erwartet hatten, mußten wir beim Anbruch des Tages unsere Posten verlassen, und marschirten aus der Stadt längs dem linken Ufer der Aa, bis wir eine Meile von Mitau entfernt, beim Dorfe Wolgund die feindlichen Kanonenböte erblickten und von ihren Geschützen beschossen wurden, während unsere Tirailleurs unter dem Schutze der längs dem Ufer befindlichen Gebüsche, die feindlichen Matrosen von den Strickleitern herunter schossen. Unterdessen rückte auf dem rechten Ufer der Aa die Brigade des Obersten von Kleist (nachmaligen commandirenden Generals in Sachsen) heran, und nöthigte die Kanonenböte zum eiligen Rückzuge, wobei durch unsere Artillerie mehrere

derselben bedeutende Beschädigungen erhalten haben sollen. Dergleichen Expeditionen wurden von diesen mit englischer Artillerie bewaffneten Kanonenböten, später zwar noch öfters wiederholt, aber sie wurden für uns minder gefährlich, nachdem mehrere Brückenköpfe an der Aa gebaut waren, über welche hinaus sie nicht vordringen durften.

Von Mitau aus marschirten wir ins Lager bei St. Olai; dasselbe befand sich ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen Riga und Mitau und es standen darin bereits sechs Bataillons Infanterie, vier Escadrons Dragoner, zwei Batterien Artillerie und mehrere Park-Colonnen. Dieses Lager bildete die Mitte des preußischen Corps, dessen rechter Flügel sich bis Dahlenkirchen an der Düna und der linke Flügel bis Schlock an der Aa, ausdehnte; der commandirende General von York hatte sein Hauptquartier in Petershoff, einem Landgute, welches gleich hinter dem Lager sich befand. Durch ausgedehnte, mit leichtem Nadelholz bewachsene Moräste, so wie durch die bis Krebsenkrug vorgeschobene Avantgarde, wurde das Lager gegen alle feindlichen Unternehmungen gesichert, indem die Landstraße von Mitau nach Riga, an welcher der Krebsenkrug liegt, damals

der einzige feste Weg war, auf welchem Truppen-Colonnen, durch die rechts und links in ansehnlicher Breite sich ausdehnenden Moräste (links der Kangerkaln-Morast, rechts der Tyrul-Morast) kommen konnten. Zu mehrerer Sicherheit war noch der Misse-Fluß, welcher das Lager vorn auf 2 bis 300 Schritte Entfernung bestrich, gehörig verschanzt. Das Lager selbst war in grader Linie, sehr regelmäßig und sauber von Strohhütten erbaut, und an der Ecke einer jeden Hütte ein Fichtenbaum eingegraben, deren in den benachbarten Wäldern genug waren; das Lager erschien daher in einiger Entfernung, wie ein Fichtenwald.

Im Lager bei St. Olai standen wir ziemlich lange, ohne in einen der häufigen kriegerischen Vorfälle, welche sich auf unsern Vorposten ereigneten, mit verwickelt zu werden. Unser einförmiges Dienstleben im Lager wurde nur durch kleinere Begebenheiten einigermaßen belebt.

Der 3. August, als Geburtstag unsers Königs, wurde mit allgemeiner Begeisterung und Freude gefeiert, und das ganze Lager hierbei glänzend erleuchtet. Mein Regiment befand sich jedoch an diesem Tage noch auf dem Marsche von Memel

nach Mitau, und konnte diesen Tag nur im Stillen feiern.

Am 15. August, wenige Tage nach unserer Ankunft im Lager, wurde Napoleons Geburtstag gefeiert. Auf ausdrücklichen Befehl unsers Marschalls mußten auch die preußischen Truppen diese Feier begehen, so geringe Neigung sie auch dazu fühlten. Den ertheilten Vorschriften gemäß wurde eine große Parade gehalten, und unter Kanonendonner dem Helden des Tages ein dreimaliges Lebehoch gebracht. Die Soldaten erhielten für diesen Tag besondere Gaben von Brod, Brandwein und Taback, und bei jeder Compagnie mußten gymnastische Spiele im Springen, Laufen und Klettern veranstaltet werden, wobei für die Sieger kleine Geldbelohnungen ausgesetzt waren. Unsere Soldaten hatten schon längere Zeit kein Geld, weil bei dem sehr geschwächten Zustande der preußischen Cassen, die Löhnung nur in unregelmäßigen Terminen gezahlt werden konnte, daher sie mehrentheils sich auf die ihnen täglich gelieferten Mund-Vorräthe beschränkt sahen. Die Gelegenheit am Geburtstage Napoleons, durch körperliche Anstrengung als Sieger in den verschiedenen Wettkämpfen, Geldbelohnung zu erringen, belebte daher hauptsächlich

ihren Eifer hierbei, und gewährte uns Officieren eine willkommene Abwechselung. Damit aber auch die Officiere auf das Wohl des „großen Kaisers" trinken möchten, wurde das französische Kriegs-Commissariat angewiesen, jedem Stabs-Officier eine ganze, für jeden Subaltern-Officier dagegen nur eine halbe Flasche Wein zu liefern. Die Officiere im Lager kamen jedoch überein, dieses Gnadengeschenk von den Franzosen nicht anzunehmen, sondern es auf höfliche Weise und unter dem Vorgeben, daß sie sich bereits mit dem erforderlichen Wein selbst versehen hätten, abzulehnen. Um jedoch die äußere Form nicht zu verletzen, speiseten an diesem Tage die Officiere, so viel als möglich, zusammen, und beobachteten auch hierbei die Form, ein Glas auf das Wohl des Kaisers zu trinken.

Bald nach diesem Tage besuchte Marschall Macdonald unser Lager; er hatte sich hierbei jede Parade verbeten, und begnügte sich, mit einem zahlreichen Gefolge seines Stabes und begleitet von den preußischen Anführern, alle Gassen des Lagers langsam zu durchreiten. Dabei rühmte er die Ordnung und Reinlichkeit im Lager sehr, und grüßte unsere, nur im Lageranzuge aufgestellten Compagnien, mit Freundlichkeit. Vom Lager begab er

sich zu den Verschanzungen an dem Misse-Flusse. Da ich zufällig an diesem Tage die Wache in einer der Schanzen bezogen hatte, so mußte ich hier dem Marschall die kriegerischen Ehren mit meiner Feldwache erweisen, und erhielt dafür einen freundlichen Gruß durch Abnehmen seines Hutes. Mir fiel hierbei der weiß-tuchene Ueberrock auf, welchen Macdonald über seine Uniform gezogen hatte.

Am 21. August bezog ich eine, sieben Werste (eine Meile) vom Lager entfernte Flankenwache, welche zur Sicherung gegen ein beim Dorfe Schwarzhoff befindliches feindliches Vorposten-Lager hierhin gestellt war. Ein umfangreicher und dem Scheine nach tiefer Waldsumpf trennte diesen Posten vom Feinde, jedoch wurde zu mehrerer Sicherheit der Feldwache von derselben jedesmal noch ein Unteroffieier mit fünf Mann als Beobachtungs-Posten bis hart an den Sumpf entsendet. Dieser Unterofficier von meiner Feldwache, so unternehmend, als diensteifrig, entschloß sich, die Möglichkeit, ob der Sumpf von Menschen passirt werden könnte, persönlich zu untersuchen, und überschickte mir eine schriftliche Meldung, daß er in der Richtung nach Schwarzhoff den Sumpf etwa 200 Schritte weit glücklich, obwohl nicht ohne große

Mühe durchwatet, und hier eine kleine Strecke festes Land gefunden habe, wo Ueberreste eines Wachtfeuers, so wie Spuren von den klein geformten Hufen der Kosacken-Pferde zu sehen seien. Pflichtgemäß überschickte ich diese Meldung durch eine der Cavallerie-Ordonnanzen, welche zu solchen Zwecken dieser Feldwache immer mitgegeben wurden, dem Anführer der Vorposten, Oberstlieutenant von Clausewitz, und stellte ihm das Weitere anheim. Als ich am folgenden Tage von der Feldwache abgelöst, ins Lager zurückkehrte, fand ich hier schon den Befehl, daß ich und der erwähnte Unterofficier gleich Nachmittags eine Recognoscirung durch die Sümpfe nach Schwarzhoff begleiten und führen sollte; der Befehl über diese aus fünfzig Mann Jäger und Füsiliere zusammengesetzte Mannschaft, war einem Premier-Lieutenant von Uttenhoven des Ostpreußischen Jäger-Bataillons übertragen worden. Vom erwähnten Unterofficier-Posten aus begaben wir uns daher in den mit leichtem Fichtenwald bewachsenen großen Sumpf, indem wir in langer Linie, ein Mann hinter dem andern gehend, gewöhnlich von einem Moosklumpen auf den andern sprangen, aber dabei nicht selten bis zum Gurt einsanken, wo denn die nächsten Nach-

barn einander schnell wieder herauszogen. Bis dahin hatte ich an der Möglichkeit gezweifelt, daß dergleichen Sümpfe zu passiren wären; der Erfolg überzeugte mich vom Gegentheil. Denn nachdem wir etwa anderthalb Stunden diesen beschwerlichen Gang fortgesetzt hatten, erreichten wir alle glücklich die feste Stelle, welche der Unterofficier schon am Tage vorher besucht hatte und fanden hier die Bestätigung der vom Unterofficier gemachten Meldung, wir überzeugten uns, daß nicht bloß Menschen, sondern auch Pferde hier gewesen waren. Da dem Lieutenant von Uttenhoven der Befehl ertheilt war, die gefundenen Pferdespuren möglichst weit zu verfolgen, dabei aber jede Allarmirung der feindlichen Vorposten zu vermeiden, um nicht auf eine zweckwidrige Art auch die unserigen zu beunruhigen, so folgten wir den Pferdespuren durch den Sumpf mit aller Behutsamkeit und Stille, bis wir wieder festeren Boden erreichten. Bald winkten die vorgeschickten Jäger im Gebüsch auf der Erde gebückt schleichend uns zu; als der befehligende Officier nun von ihnen erfuhr, daß sie ganz in ihrer Nähe einen Kosacken-Vorposten halten sähen und da wir auch bereits lautes Geräusch aus dem nicht mehr entfernten Lager der Russen, bei Schwarz-

hoff, vernehmen konnten, zudem auch schon die Dunkelheit begonnen hatte, so beschloß er, hier die Recognoscirung abzubrechen und den Rückzug anzutreten. Derselbe wurde längs einem näheren kleinen Waldwege, der aber streckenweise auch durch Sümpfe führte, mit möglichster Stille bewerkstelligt. Glücklicherweise ging bald der Mond auf, und erleichterte uns diesen ebenfalls beschwerlichen Marsch. Der eingeschlagene Weg führte uns zu einem Tambour, dessen Besatzung von unserer Unternehmung keine Kenntniß erhalten hatte, und uns daher anfänglich für anrückende Feinde hielt. Als wir uns aber durch Abgeben von Parole, Feldgeschrei und Losung zu erkennen gegeben hatten, passirten wir den Tambour, erreichten um 9 Uhr Abends die Feldwache wieder, von wo wir ausgegangen waren und kehrten erst Nachts um 11 Uhr sehr ermüdet in unser Lager zurück.

Im September verließ das Regiment das Lager bei St. Olai und mußte ein Vorposten-Lager unweit dem Dorfe Dahlenkirchen beziehen. Dieses große und schöne Kirchdorf liegt an einem Arme der Düna und ist nur zehn Werste (ohngefähr anderthalb Meilen) von Riga entlegen. Unser Lager stand vier Werste vom Dorfe entfernt,

eine starke Infanterie- und Cavallerie-Feldwache war bis gegen das Dorf hin vorgeschoben; die feindlichen Vorposten standen hinter dem Dorfe.

Am 26. September unternahm die Besatzung der Festung, nachdem sie vom rechten Ufer der Düna her (welche bisher noch nicht in die Blokade eingeschlossen werden konnte) eine ansehnliche Verstärkung erhalten hatte, einen bedeutenden Ausfall, hauptsächlich um das unterdessen angekommene Belagerungs-Geschütz wegzunehmen, oder zu zerstören, welches bei Ruhenthal (unweit der Stadt Bauske, etwa zehn Meilen von Riga) vorläufig aufgestellt war. Eine starke feindliche Colonne drang hierbei auch über Dahlenkirchen vor; ich, für meine Person, entging hier kaum noch der Gefangenschaft. Als ich nemlich an diesem Tage Mittags durch den Premier-Lieutenant von Kleist unseres Regiments von der Infanterie-Feldwache abgelöst, ins Lager zurückkehrte, erhielt ich den Befehl, zur Verbesserung unserer schlechten Lagerhütten, aus dem in der damaligen Kriegs-Epoche ganz unbewohnten Dorfe Dahlenkirchen, Stroh und Bretter zu holen, wozu mir eine Anzahl Soldaten und einige Vorspann-Wagen mitgegeben wurden. Während ich

nun im Dorfe mit dem Suchen und Sammeln der erwähnten Dinge beschäftigt und eben fertig geworden war, erblickte ich die hinter dem Dorfe anrückenden feindlichen Colonnen. Schnell suchte ich mit meiner Mannschaft zurück zu gehen; die feindliche Cavallerie (Dragoner mit Helmen bekleidet) folgten mir aber rascher, als ich vermuthete. So blieb mir nur übrig, um nicht in ihre Hände zu gerathen, eines der Pferde von den mitgenommenen Wagen abzuschneiden, mich darauf zu werfen und zum Lager zurück zu jagen. Meine Soldaten folgten diesem Beispiele, so weit die Pferde ausreichten; die übrigen mußten sich auf ihre Füße verlassen. Bei dieser Veranlassung ist noch anzumerken, daß der Lieutenant von Kleist mit seiner ganzen Feldwache, von der im Trabe vorgedrungenen feindlichen Cavallerie umzingelt wurde, und nicht mehr Zeit gewinnen konnte, sich zurück zu ziehen. Er gerieth auf diese Weise in die Gefangenschaft und mir wäre gewiß das nemliche Loos zu Theil geworden, wenn der feindliche Angriff einen Tag früher, wo ich die Feldwache hatte, Statt fand. Beim Regiment hatte sich durch zurückgekehrte Flüchtlinge indeß die Nachricht verbreitet, daß der Lieutenant von Kleist mit seiner

Mannschaft niedergehauen sei und wir betrauerten den Verlust eines guten Kameraden und tüchtigen Officiers. Daher wurden wir nicht wenig überrascht, als er in Frankreich einige Tage vor der Schlacht von Paris, im März 1814, also nach Verlauf einer sehr ereignißreichen Periode von anderthalb Jahren, wieder zum Regiment zurückkehrte. Zu unserm Erstaunen erschien er damals in einen unansehnlichen Bauernanzug gekleidet; seiner Erzählung gemäß wurde er nemlich am 26. September beim feindlichen Ueberfall gefangen, und weil er die Aufforderung, in russische Dienste zu treten, zurückwies, bis zur sibirischen Grenze geschleppt. Dort wurde er in einer kleinen Stadt einquartirt und blieb hier den Winter über. Erst in Folge des im März 1813 zwischen Preußen und Rußland abgeschlossenen Bündnisses, erhielt er seine Freiheit wieder und durfte ins Vaterland zurückkehren. Auf der weiten Rückreise erkrankte er indeß, und mußte bis zur Genesung lange in einem russischen Städtchen liegen bleiben, so daß er erst im Januar 1814 das Vaterland erreichen konnte. Nachdem er sich hier wieder bewaffnet hatte, eilte er zur Armee nach Frankreich, stieß aber zu seiner größten Ueberraschung unweit der Marne auf eine

französische Patrouille, da seine Reise zufällig in den Tagen geschah, als Napoleon durch seine Operation im Rücken der preußischen Armee, dieselbe von Paris abzuziehen suchte. Weil er nun der französischen Armee hier nicht anders entkommen konnte, entschloß er sich schnell, um nicht abermals in Kriegs-Gefangenschaft zu gerathen, seine Habseligkeiten im Stiche zu lassen und vom Wagen zu springen, und sich in einen nahen Wald zu flüchten. Mehrere Tage hielt er sich im Dickicht verborgen, und suchte hier durch vorübergehende Landleute über den Zustand der kriegerischen Ereignisse Nachricht zu erhalten. Zuletzt gelang es ihm, vermittelst des Geldes, das er mit sich trug, einen Bauern zu vermögen, daß er ihm eine nothdürftige Bauerkleidung besorgte, unter deren Schutze er dann, mit Zurücklassung aller kriegerischen Kennzeichen, glücklich durch die französischen Haufen kam, das preußische Heer erreichte und zum Regiment zurückkehrte.

Als ich von meinem Commando auf erwähnte Weise glücklich mein Regiment wieder erreicht hatte, zur großen Freude meiner Kameraden, die bei den eingetretenen Ereignissen mich schon in Gefangenschaft gerathen glaubten, fand ich Alles

bereits unter den Waffen, den Feind zu erwarten, dessen ansehnliche Stärke von der Anhöhe, auf welcher sich das Lager befand, vollständig zu übersehen war. Nicht stark genug, um hier Widerstand leisten zu können, erhielt das Regiment bald Befehl zum Verlassen des Lagers und zum Abzuge in den hinter dem Lager befindlichen Wald.

Als wir denselben kaum erreicht hatten, sah man bereits eine Menge Kosacken in unserm verlassenen Lager umherschwärmen, und bald darauf stand es in hohen Flammen. Im Walde wurden wir verfolgt, indem die gegenseitigen Tirailleur-Linien sich lebhaft beschossen; erst die eingetretene Dunkelheit beendigte diese Gefechte. Das Regiment bivouacquirte die Nacht in der Nähe von Baldonen, einem in einem großen Walde gelegenen, in Kurland beliebten Badeorte; wir mußten hier die Nacht über auf einer ziemlich großen aber feuchten Wiese lagern, ohne daß es uns gelang, etwas Lagerstroh ausfindig zu machen. Am folgenden Morgen begann das Gefecht von Neuem, und währte mit geringer Unterbrechung den ganzen Tag; unser Rückzug wurde zwar fortgesetzt, jedoch dabei jede neue Stellung von uns so lange, als möglich, vertheidigt, daher es auf beiden Sei-

ten viele Todte und Verwundete gab. Zwei französische Bataillone, die auf einem Seitenwege zu uns gestoßen waren, marschirten lange neben uns. In den vorkommenden Haltpausen traten ihre Officiere mehrmals zu uns und unterhielten sich mit den unserigen: sie versicherten uns übereinstimmend, daß die Ordnung, Besonnenheit und Tapferkeit der preußischen Truppen, womit sie den bedeutend übermächtigen Feind stets in Achtung hielten, ihre große Bewunderung errege, daher es ihnen sehr ehrenvoll sei, mit solchen Truppen zu fechten. Nachmittags erreichten wir eine sichere Stellung, aus der wir mehrere neue feindliche Angriffe zurückwiesen, und blieben hier die Nacht über stehen. An den nächstfolgenden Tagen wurde unser Rückzug in der Richtung nach Ruhenthal, wo der Artillerie-Park von Belagerungs-Geschützen stand, zwar fortgesetzt, jedoch nur langsam, da der Feind, welcher uns verfolgte, nur noch schwach war. Denn mit seiner stärksten Macht hatte er sich nach seinen bedrohten Flanken gewendet, von wo aus wir lebhaftes Artillerie- und Gewehrfeuer hörten. Je mehr wir uns dem Artillerie-Park näherten, um so dichter gestaltete sich unsere Truppenmasse. Am 1. October gab daher der Feind

seine Absicht auf, indem er sich wieder nach Riga zurückzog, wo er von unsern Truppen stark gedrängt, und mit bedeutenden Verlusten, am 2. October den Schutz der Festungs-Kanonen erreichte.

Nach diesen kriegerischen Ereignissen erhielt das Regiment einige Ruhetage in Mitau, und wurde hierauf an der Aa, seitwärts anderthalb Meilen von dieser Stadt entfernt, in der Nähe des Dorfes Zukauschen, aufgestellt. Die bereits eingetretene rauhe Witterung und die nöthige Vorbereitung zum Schutze gegen die zu erwartende größere Kälte, veranlaßte uns, hier unsere Wohnungen nicht mehr über, sondern in der Erde einzurichten. Zu diesem Zwecke wurde die erforderliche Anzahl viereckiger Löcher, acht bis zehn Fuß tief in die Erde gegraben, und jedes dieser Löcher mit einem, im stumpfen Winkel gebrochenen Strohdache bedeckt, und die ausgegrabene Erde theilweise auf das Dach gelegt. Eine in der Nähe befindliche Ziegelei enthielt einen ansehnlichen Vorrath fertiger Ziegel; diesen günstigen Zufall benutzten wir, um unsere Erdhütten noch mit Kaminen und Schornsteinen zu versehen, welche die Soldaten, nach Anweisung einiger unter ihnen be-

findlichen Maurer, mit Lehm in Ermangelung des Kalks, selbst anfertigten. Da wir Holz aus den anstoßenden großen Waldungen in Menge hatten, so ging das Feuer in den Erdhütten selten aus, und wir fanden daher in denselben bei der rauhen Herbst-Witterung, einen warmen Aufenthalt, so wie wir uns auch das Essen in den Kaminen kochten, wenn die Witterung solches unter freiem Himmel nicht erlaubte. Wir Officiere ließen uns das Frühstück durch unsere Diener in den Kaminen bereiten, oder fanden Vergnügen, dies abwechselnd selbst zu thun.

Mit Geld waren wir nur dürftig versehen, wir erhielten nur alle drei bis vier Monate einen Monats-Sold aus den sehr erschöpften vaterländischen Cassen. So mangelten uns auch die Mittel zum Ankaufe mancher sonst gewohnten Bedürfnisse; wir lebten daher nur von den gelieferten Nahrungsmitteln, welche für den Tag in einem halben Pfund Fleisch, acht Loth Gemüse, Kartoffeln, Reis oder Graupen, zwei Loth Salz, zwei Pfund Commisbrod und einem Zehntel Quart Brantwein bestanden. Unser Frühstück war nur selten Caffee, sondern eine dicke Suppe, welche von Commisbrod gekocht und mit

etwas Butter gemischt wurde; wir fanden diese Brodsuppe recht wohlschmeckend und erwärmend, und viel nahrhafter, als Caffee. Als die Witterung rauher wurde, und sich den höheren Vorgesetzten die Besorgniß aufdrang, daß durch die größere Kälte hier im höheren Norden, die Zahl der Kranken zu sehr anwachsen könnte, besonders bei den an warmes Klima gewöhnten Italienern, Franzosen und Süddeutschen, ließ der Marschall die erforderliche Anzahl Pelze aus der Provinz eintreiben, welche im October an die Truppen ausgegeben wurden. Bei der ansehnlichen Menge solcher Schaafpelze, welche erforderlich war, befanden sich auch eine Menge Frauenpelze, die nach der hiesigen Sitte mit schwarzledernen schmalen Schnüren längs der Näthe und Schultern, verziert waren. Es sah drollig genug aus, wenn die Soldaten dergleichen Pelze angezogen und das Lederzeug übergehängt hatten. Die Vertheilung geschah zwar, so viel, als möglich, mit Rücksicht auf die Größe der Leute, so daß, z. B. die vorhandenen Frauenzimmer-Pelze mehrentheils den kleineren Soldaten im zweiten Gliede zufielen, jedoch reichten sie den Leuten im Allgemeinen kaum bis an die Knie, und schrumpften allmählig

noch mehr zusammen, wenn sie dem Feuer auf den Feldwachen und beim Kochen etwas zu nahe gebracht wurden. Hauptsächlich hielten sie aber die Brust und den Unterleib des Mannes sehr warm, und erwiesen sich daher sehr zweckmäßig, obwohl sie auch Ungeziefer heckten. Für die Officiere, Fähnriche und Feldwebel wurden ganz neue Pelze geliefert, diese sahen in der ersten Zeit reinlich aus, bis sie beim täglichen Gebrauch bald so schmutzig, wie die der Soldaten, wurden. Bei zunehmender Kälte ließen die Officiere auch ihre Ueberröcke und Beinkleider mit Pelz ausfüttern. Aber ungeachtet, daß wir auf den Feldwachen und bei dem Marsche den Pelz anlegten, ja sogar nicht selten noch den Mantel überhingen, wurde in der grimmigen Kälte ein so warmer Anzug uns nicht im geringsten zu schwer. Zum Schutze des Nackens und Gesichtes gegen die schneidenden Nordwinde, erhielt außer dem Pelze, jeder Officier und Soldat noch ein viereckig geschnittenes Stück Schaafspelz geliefert; auf den vier Ecken mit Bändern versehen, wurde es hinten um den Czakot und unter dem Kinn festgebunden, so daß von dem Gesichte nur Nase und Augen unbedeckt blieben. Aber der Hauch setzte sich in Eiszapfen an Bart

und Pelz an, und dies gab dem Manne ein eigenthümliches Aussehen; wir erinnerten uns hierbei oft der früher gesehenen Abbildungen von den Samojeden.

Nicht minder sonderbar machte sich der Soldat, wenn er bei gelinderer Witterung das Pelzstück aufklappte und am Czakot-Ponpon befestigte, wo dann die rauhe Seite nach Außen gekehrt war. Noch auffallender suchten sich die weichlicheren Franzosen und Italiener gegen die starke Winterkälte zu verwahren, indem sie zum Schutze gegen dieselbe, sich noch wärmende Tücher um Kopf, Hals und Schultern banden. Gegen Ablauf des Octobers erhielten die Officiere Tuch geliefert, um ihre ziemlich schadhaft gewordenen Kleidungsstücke damit ausbessern und für den Winter wärmer einrichten zu können. Der Marschall hatte diese Tücher beitreiben lassen, aber weil vermuthlich die montirungsfarbigen in der für sämmtliche Officiere des zehnten Corps erforderlichen bedeutenden Menge nicht sogleich zu beschaffen waren, so mußte schon ein Auge zugethan, und weniger auf die Farbe und Feinheit des Tuches gesehen werden. Wir erhielten daher Tücher von allen möglichen Farben, und nachdem wir dieselben durch das Loos vertheilt hatten, ließ sich jeder

Officier davon dasjenige Kleidungsstück anfertigen, was ihm am nothwendigsten zu sein schien. Mir fiel auf diese Art ein Stück meergrünes Tuch zu, welches ein Paar gute Beinkleider abgab; ein anderer Officier meines Bataillons hatte durchs Loos hellrothes, beinahe rosenrothes Tuch bekommen und ließ sich davon ebenfalls Beinkleider machen, in welchen er uns possirlich genug erschien, bis sich das Auge an dergleichen Unregelmäßigkeiten allmählig gewöhnte oder bis die Helligkeit des Tuchs auf den Bivouacs bald sich verlor. Ueberhaupt galt, bei Zunahme der Beschwerden des Feldzuges, immer mehr der Soldat als Mann, und immer weniger seine äußere Erscheinung. Im Friedens-Zustande ist es leider häufig nicht so. Schillers trefflicher Ausspruch in seinem Kriegsliede in „Wallensteins-Lager" bewährte sich von Tag zu Tage mehr bei uns:

„Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen!"

Am 29. November mußte mein Bataillon sein Lager verlassen, und das erste Bataillon des Leib-Infanterie-Regiments auf den Vorposten mit Holländer-Kruge am Eckau-Flusse ablösen. Da sich die Nachricht bei uns verbreitet

hatte, daß, wegen des bereits stark eingetretenen Winters, der diesjährige Feldzug so gut als beendigt sei, und jeder Truppentheil da, wo er zur Zeit stand, den Winter über stehen bleiben würde, so hatten wir um so mehr alle Mühe angewandt, unsere Erdhütten im Lager bei Zukauschen möglichst warm und bequem einzurichten. Daher kam uns der Befehl, dieses Lager zu verlassen und eine andere Stellung in der Nähe der feindlichen Vorposten zu beziehen, eben so unerwartet als unerwünscht. Das Vorpostenlager am Holländerkruge bestand zwar ebenfalls aus Erdhütten; aber wegen der geringeren Muße, welche der unruhige Dienst auf den Vorposten gewährt, hatte man diese unterirdischen Wohnungen ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit, nur dem augenblicklichen dringendsten Bedürfnisse gemäß, einrichten können. Sie waren niedrig und enge, und hatten weder Kamin noch Schornstein; das Feuer in denselben wurde auf dem Boden angemacht, und der Rauch zog durch die kleinen Oeffnungen des Daches heraus. Weil nun die Hütten sehr rauchig waren, so sahen die Gesichter unserer Soldaten bald schwärzlich aus, was ihnen ein noch wilderes Ansehen gab. Die Officiere des Bataillons wurden durch den Zufall

etwas begünstigt, indem sie ein Paar ganz in der Nähe des Lagers befindliche Gesindehäuser zum Aufenthaltsort benutzen durften. Ja sie waren durch den Umstand dazu genöthigt, daß die Erde bereits zu hart und zu tief eingefroren war, um die Erdhütten trotz der beschränkten Anzahl, noch zu vermehren. In den zwei Gesindehäusern befand sich, der dortigen Bauart gemäß, nur ein niedriges Zimmer, daher jedes von acht bis neun Officieren, welche sämmtlich auf einer Streu schliessen, bewohnt werden mußte. Da aber die Heizung in dergleichen armseligen Gesindehäusern nur vermittelst des heißen Rauches, und nicht durch erwärmte Oefen, bewerkstelligt wird, so waren die Officiere gedrungen, ohne Rücksicht auf Witterung oder dienstliches Erforderniß, ihre Wohnungen jedesmal auf mehrere Stunden zu verlassen, während dieselben geheizt wurden, wenn sie nicht entweder im dicksten Rauche ersticken, oder sich so lange platt auf die Erde hinlegen wollten, wie solches die Bewohner dieser Häuser gewöhnlich thun.

Diese Gesindehäuser haben nemlich keine Schornsteine und der Rauch muß durch das mit Stroh gedeckte Dach einen Ausgang suchen, wo er ihn findet. Das Essen kochen die Einwohner auf einem

kleinen niedrigen Herde, welcher neben dem Wohnzimmer angebracht ist, aber zum Heitzen dient im Zimmer ein aus Feldsteinen gemauerter Ofen, ungefähr in Form unserer Backöfen. Weil nun derselbe keinen andern Rauchfang, als das Zimmer selbst, hat, so füllt sich dieses bald mit einem heißen und dicken Rauche, durch welchen man die kleinen Fenster nur noch schwach durchschimmern sieht. Wenn der Rauch etwa eine Stunde lang im Zimmer gewesen, und das eingeworfene Holz verbrannt ist, öffnet man mittelst Schnüre einige über der Stubenthür befindliche Klappen, so wie alle Thüren und Fenster, und alsdann strömt der Rauch mit Schnelligkeit aus dem Zimmer; werden nun alle Oeffnungen wieder verschlossen, so bleibt eine behagliche Wärme fast den ganzen Tag über im Zimmer zurück, obgleich der starke Rauchgeruch natürlich auch bleibt. Unsere Burschen, welche diese Heitzung täglich zu besorgen hatten, waren angewiesen, nach Beendigung dieses Geschäftes zur Verringerung des Rauchgeruchs das Zimmer noch zu räuchern, welches freilich in Ermangelung feinerer Wohlgerüche nur mittelst gebrannten Wachholders geschehen konnte, der hier in großer Menge allerwärts zu finden war.

In dieser Stellung erlaubten uns die dienstlichen Geschäfte jedoch nur wenig Ruhe und Erholung von den Anstrengungen, welche die heftige Kälte und der tiefe Schnee bedeutend vergrößerten. Die Nähe der feindlichen Vorposten verlangte beständige größte Wachsamkeit. Durch zahlreiche Feldwachen und Piquets, sowie durch ununterbrochenes fleißiges Patrouilliren längs der Vorposten-Linie, welche eine ansehnliche Ausdehnung hatte, suchten wir uns zu decken. Zu mehrerer Sicherheit marschirten die Ablösungen der Feldwachen immer schon Nachts um 4 Uhr aus dem Lager ab, damit sie noch vor Tagesanbruch diese erreichen konnten; dann blieben die alten Feldwachen noch mehrere Stunden ebenfalls auf ihren Posten, um für den Fall feindlicher Unternehmungen, welche gewöhnlich bei Tagesanbruch statt finden, als Verstärkung zu dienen. Die abgelösten Feldwachen kehrten daher erst gegen Mittag zu dem Lager zurück, und schon nach einer kurzen Ruhe mußten die Leute wieder zum Patrouillendienst benutzt werden. Dabei ereigneten sich täglich kleine Vorposten-Gefechte, welche zwar zu keinen wichtigen Entscheidungen führten, aber Officiere und Soldaten in beständiger Aufmerk-

samkeit erhielten. Niemand durfte wagen, sich zu entkleiden und einer behaglichern Ruhe sich hinzugeben. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß Officiere und Soldaten bald vom Ungeziefer belästigt wurden, so viel auch gegen dessen Verbreitung durch Reinlichkeit gewirkt wurde. Dennoch war die Zahl der Kranken während dieser Zeit höchst unbedeutend, und es erwies sich, welch große Anstrengungen und Entbehrungen der junge, kräftige Mann, seiner Gesundheit unbeschadet, zu ertragen vermag.

Nachrichten über die von der großen französischen Armee unternommene rückgängige Bewegung, gelangten zwar auch bis zu uns, aber sie wurden uns nie amtlich bekannt. An die beständigen Siegesnachrichten zu sehr gewöhnt, hatte man bei uns keine Ahnung von den großen Unfällen der Franzosen. Erst das geschichtlich berühmt gewordene neun und zwanzigste Büllettin Napoleons (aus Molodetschno vom 3. December 1812), welches aber auch nur auf Privat-Wegen zu unserer Kenntniß kam, gab uns eine zuverlässigere Nachricht, und legte die Vermuthung nahe, daß auch wir dem Rückzuge der großen Armee bald würden folgen müssen, wie es denn auch geschah.

Am 20. December früh um 2 Uhr mußten wir auf erhaltenen Befehl unsere Vorposten schnell einziehen und unsere Stellung verlassen. Unser Rückzug geschah bei einer anhaltenden Kälte von 24 Graden über Mitau, Janischki, Szawle und Kelm durch die Provinz Samogitien. Die Kosacken hatten unsern Abzug bald wahrgenommen und verfolgten uns. Um unsere Gepäck- und Verpflegungs-Fuhren zu sichern, mußten dieselben vor uns fahren, was jedoch unsern Marsch öfters in's Stocken brachte, wenn kleine Unfälle in den Fuhr-Colonnen vorkamen. Ein Zug Tirailleurs wurde gewöhnlich zur Deckung dieser Colonne vorgeschickt; am zweiten Tage unseres Rückzuges erhielt ich mit meinen Tirailleurs dieses Commando, bei welchem ich in Folge jugendlicher Unbesonnenheit, beinahe erfror. Denn von der Anstrengung des Tagemarsches ermüdet, machte ich Abends, als es schon längst dunkel war, von der den commandirten Officieren gestatteten Erlaubniß Gebrauch, mich ein Weilchen auf den vordersten Gepäck-Wagen zu setzen. Das langsame Fahren und meine Müdigkeit, vielleicht auch der starke Frost, welcher, nachdem unterdessen der Mond aufgegangen war, noch heftiger geworden,

schläferte mich allmählich ein. Ich hätte nun vom Wagen steigen und mich durch Gehen ermuntern müssen, um nicht dem Froste zu unterliegen, wie wir das schon mehrfach an unsern Soldaten erlebt hatten; ich überließ mich aber der Süßigkeit des Schlafes und der Ruhe. Nach Verlauf einer halben Stunde wurde ein Ruhehalt gemacht und einer meiner Unterofficiere kam, mir eine Meldung zu überbringen; dies erweckte mich noch früh genug, ich wollte vom Wagen herabsteigen, fand aber meine Füße bereits vom Froste erstarrt und bis an die Knie ohne alles Gefühl. Der Unterofficier und der Fuhrknecht hoben mich vom Wagen und rieben mir die erstarrten Füße so lange, bis ich sie wieder bewegen konnte. Es versteht sich, daß ich mich nicht von Neuem der Gefahr des Erfrierens aussetzte, sondern als das sicherste Mittel dagegen, immer zu Fuße ging.

Unser Rückzug vom Vorpostenlager am Holländerkruge bis Tauroggen, wo die Convention des Generals von York mit den Russen, den Waffenstillstand bei uns veranlaßte, währte nur zehn Tage. Aber in dieser kurzen Zeit hatten wir mit großen Mühseligkeiten zu kämpfen; beständig verfolgten uns die Kosacken, beunruhigten

häufig unsern Marsch, und nahmen Alles, was erkrankt oder ermüdet zurückblieb, sogleich gefangen. Der starke Frost dauerte während dieser ganzen Zeit fort, und wechselte nur mit kurzen Unterbrechungen, wo die Temperatur ein wenig gelinder wurde; dann fiel aber auch jedesmal eine solche Menge Schnee, daß unser Weg immer schwieriger wurde. Jedesmal Mittags und für die Nacht wurde gehalten, und den Soldaten Lebensmittel zum Kochen ausgetheilt. Aber der Vorrath an Fleisch ging bald zu Ende, und in dem ärmlichen Samogitien war das Schlachtvieh immer schwerer aufzutreiben, besonders weil man auch das vorhandene bei unserer Annäherung meist in das Dickicht der benachbarten Wälder in Sicherheit gebracht hatte, wo es schwer ausfindig zu machen war, indem selbst seine Spuren im Schnee durch den häufig frischen Schneefall immer bald unkenntlich wurden. Unsere Verpflegung bestand daher während der letzten vier Tage des Rückzuges hauptsächlich nur in Gemüse (Graupen, Reis oder Kartoffeln, wo letztere sich nämlich auftreiben ließen), in Brod und etwas Brantwein, welche Gegenstände unsere Fuhr-Wagen glücklicherweise noch vorräthig hatten. Die Soldaten kochten sich

nur eine Suppe und mußten sich damit genügen lassen, die Officiere fanden eben so selten Gelegenheit, durch etwas Besseres den Hunger zu stillen, oder sich auf den kalten Bivouacs zu erwärmen. Mitunter mangelte uns sogar das Wasser, welches beim anhaltenden Froste tief einfror, und auch das Salz, als der Vorrath zu Ende ging und frisches nirgends aufzutreiben war. Aber in der Noth sucht man sich zu helfen, so gut es angeht, und ich erinnere mich, daß, als wir einmal zu Mittag kochen sollten, und bemerkten, daß wir uns zufällig auf einem großen Landsee befanden, wir sogleich große Oeffnungen in das Eis desselben machten, aber es so dick fanden, daß wir kein Wasser erreichen konnten. Daher wurden die Eisschollen in unsern Kochgeschirren auf den Feuern, die wir auf der Eisdecke des Sees gemacht hatten, geschmolzen und dieses Wasser nicht allein zum Kochen, sondern nach geschehener Abkühlung auch zum Trinken gebraucht. Allein wir fanden, daß dergleichen Wasser einen sehr widerlichen Geschmack hat, und nur dem Durstigen behagt, wenn ihm besseres Getränk mangelt. Auch das fehlende Salz suchten wir durch ein freilich schlechteres Mittel zu ersetzen, indem wir das Schießpulver unserer Patronen da-

zu benutzten, indeß hierdurch auch nur dem dringendsten Bedürfniß abzuhelfen suchten; denn der Geschmack dieses, mit Schwefel und Kohlen vermischten Salpeter-Salzes war noch unangenehmer, als das Getränk aus geschmolzenem Schnee oder Eise.

Als auf diese Weise unsere Entbehrungen sich täglich steigerten, und die auf allen Seiten sich zeigenden Feinde unsere Lage immer mehr bedrohten, wurden wir durch die Convention, welche General von York am 30. December in der Poscherunschen Mühle bei Tauroggen mit dem russischen General von Diebitsch abschloß, aus dieser gefährlichen Lage gerissen. Der Zufall fügte es, daß mein Bataillon zur Beschützung des Hauptquartiers, welches am 30. December des Abends die genannte Mühle bezog, bestimmt wurde, und auf dem geräumigen Hofe derselben bivouacqirte, indeß ich zur Feldwache befehligt wurde, welche nur einige hundert Schritte von der Mühle entfernt ausgesetzt wurde. Abends hatte zwar der starke Frost nachgelassen, aber nun fiel der Schnee auch wieder so stark, daß wir Mühe hatten, unser Feuer auf der Feldwache zu erhalten. Bald wurde mir ein feindlicher Parlamentair gemeldet; ich ließ

ihm nach Kriegsbrauch die Augen verbinden und ihn zur Feldwache bringen, wo ich sah, daß es ein russischer Officier zu Pferde war, der geläufig deutsch sprach. Sein Antrag, Depeschen des Generals von Diebitsch dem General von York einzuhändigen, wurde von Letzterem bewilligt und er nun zum General durch einen Unterofficier geführt. Als nach Verlauf einer halben Stunde der feindliche Officier durch einen Adjutanten des Generals von York bis über die Posten meiner Feldwache hinaus begleitet worden, überbrachte mir der Adjutant den Befehl, vorläufig auf die Russen nicht mehr zu feuern, und die russischen Parlamentairs ungehindert ins Hauptquartier durchzulassen. Diesem Befehle gemäß wurden meinerseits alle Feindseligkeiten zwar sofort eingestellt, aber die Feldwache und ihre Posten wurden dessen ungeachtet die Nacht über nicht eingezogen. Wir konnten uns aber, seitdem dieser Waffenstillstand eingetreten war, auch auf der Feldwache einiger Ruhe hingeben. Der Wechsel der Parlamentairs dauerte noch bis tief in die Nacht hinein, und störte die gehoffte Ruhe, indem sie sich jedesmal bei mir, als wachhabendem Officier, melden mußten und Begleitung ins Hauptquartier erbaten.

Am Morgen des 31. Decembers wurde wieder aufgebrochen, und der Marsch nach Tauroggen fortgesetzt. Der Abschluß der Convention war uns zwar sogleich noch nicht dienstlich mitgetheilt worden, jedoch hatten sich bereits Gerüchte darüber unter den Truppen verbreitet. Die Gewißheit erlangten wir erst, als wir bald nach dem Abmarsche von der Poscherunschen Mühle seitwärts aus einem Walde einen Pulk Kosacken heraus, und im Schritte friedlich auf uns zukommen sahen. General von York, welcher an der Spitze unserer Colonne in einem Wagen fuhr, ließ dieselbe sogleich halten und den Befehl geben, daß Niemand auf die Kosacken schießen solle, weil ein Waffenstillstand mit den Russen abgeschlossen sei. Die Kosacken richteten ihren Marsch zur Spitze unserer Colonne, und General von York empfing in seinem Wagen sitzend, die Meldung des die Kosacken commandirenden Officiers. Die Kosacken nahmen jetzt unsere Spitze, und der Marsch ging weiter. In Folge der Uebereinkunft wurden uns diese Kosacken für den ersten Marschtag wohl nur deshalb zugewiesen, damit andere russische Truppen, die sich bereits auf der Rückzugs-Linie befanden, und welchen die Nachricht des eingetretenen Waf-

fenstillstandes, nicht so schnell bekannt geworden sein könnte, unsern Marsch nicht durch feindliche Unternehmungen benachtheiligen möchten. Die Kosacken äußerten sich gleich sehr freundlich gegen unsere Soldaten und tranken mit ihnen auf das Wohl des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm. Bevor wir unweit Tauroggen die vaterländische Grenze wieder begrüßten, wurde uns noch der Abschluß einer Einigung mit den Russen und bis zur erfolgten Genehmigung derselben Seitens unsers Königs, die Einstellung aller Feindseligkeiten, dienstlich bekannt gemacht.

Die letzten Tage waren so mühselig gewesen, wir selbst der Sache unserer bisherigen Bundesgenossen so wenig ergeben, daß diese Nachricht Jedermann mit großer Freude erfüllen mußte. Wir waren wieder im geliebten Vaterlande, in der gesegneten Provinz Lithauen, wo uns eine bessere Verpflegung und Erholung von den überstandenen Tagen der Noth erwartete.

Ruhetage bis zur Kriegserklärung.

Am 1. Januar 1813 bezogen wir in den großen und wohlhabenden Dörfern Lithauens unweit Tilsit die Quartiere. Wir hatten aber an diesem und dem folgenden Tage noch unangenehme Märsche, indem plötzlich ein starkes Thauwetter eintrat, welches den tiefen Schnee in Wasser verwandelte. So wurde nun die ganze flache Niederung bei Tilsit ein großer See, durch welchen wir mitunter bis an die Knie zu waten hatten. General von York nahm heute sein Quartier in Tilsit, wir aber durchzogen diese Stadt am 2. Januar und erhielten auf der andern Seite derselben in den Dörfern vorläufige Cantonirungs-Quartiere. Bei Tilsit überschritten wir den Memel-Strom und betrachteten mit Aufmerksamkeit eine starke Verschanzung, welche Napoleon auf dem rechten Ufer der Memel hatte bauen lassen, um sie für unglückliche Wechselfälle des Kriegs als Brückenkopf zu benutzen. Es war dabei freilich nicht auf einen kalten Winter gerechnet, wo der zugefrorne Strom überall mit Leichtigkeit überschritten werden kann.

Schon seit mehreren Tagen fühlte ich mich

unwohl und erbat mir Erlaubniß, zur Erholung ein paar Tage in Tilsit zu bleiben, als das Regiment durchmarschirte. Ich sah hier täglich eine Menge französischer Soldaten, welche in dem beklagenswerthesten Zustande und in der sonderbarsten Kleidung als Gefangene durch die Stadt gebracht wurden. Viele hatten sich leere Tornister um die Füße gewickelt und wollene Frauenröcke zum Schutze gegen die Kälte, als Mäntel über die Schultern gehängt, andere trugen auf den Köpfen Bauern-Pelzmützen, die gegen die Uniformen seltsam abstachen. Gewöhnlich wurden die Gefangenen durch Kosacken begleitet, welche Einzelne, die bettelnd stehen blieben, sogleich unbarmherzig mit ihrer Pike oder dem Kantschuh forttrieben. Einer der Kosacken erregte durch seinen Anzug allgemeines Aufsehen; er hatte über seine Jacke eine französische roth-tuchene Marschalls-Uniform, mit einem Ordenssterne auf der Brust, angezogen, welche er vermuthlich in einem Pack-Wagen erbeutet hatte.

Von meinem Bataillons-Commandeur benachrichtigt, daß das Regiment Befehl erhalten habe, am 7. Januar seine bisherige Cantonirung zu verlassen und in der Richtung nach Labiau ab-

zuziehen, verließ ich Tilsit am 6. Januar Morgens und kehrte zum Bataillon zurück, welches im Dorfe Laukanten, eine Meile von Tilsit entfernt, bisher cantonirt hatte. Officiere und Soldaten fand ich hier noch sehr beschäftigt, ihre Kleidungsstücke von zahllosem Ungeziefer zu reinigen, welches sich während des Feldzuges, besonders in den Schaafpelzen, eingenistet hatte.

Am 7. Januar marschirten wir von Laukanten ab und bezogen neue Cantonements in den Dörfern um Labiau, wo wir vierzehn Tage lang blieben. Am 23. Januar verließen wir dieselben und gingen über Tapiau und Pr. Eylau nach Elbing, wo wir ebenfalls mehrere Wochen lagen. Wir erhielten hier eine zweimonatliche Löhnung ausbezahlt und konnten nun daran gehen, unsere mangelhaften Kleidungsstücke zu verbessern. Während dieser Zeit sahen wir auch täglich lange Reihen russischer Truppen durchziehen, worunter die Kosacken, Kalmücken und Baschkiren, letztere mit Bogen und Pfeilen, unsere größte Aufmerksamkeit erregten. Von Pr. Eylau erbat ich einen kurzen Urlaub zum Besuche meiner auf dem Lande bei Heilsberg wohnenden Eltern und hatte die große Freude

des Wiedersehens nach dem glücklich überstandenen ersten Feldzuge.

Am 28. Februar verließ das Regiment die Cantonirungen in und bei Elbing und marschirte über Conitz, Märkisch-Friedland, Neuwedel, Soldin, und Königsberg in der Neumark nach Berlin. Zu Soldin hatte sich das demobil gebliebene erste Bataillon des Regiments, welches bisher in Graudenz stand, mit dem Regiment wieder vereinigt.

Am 17. März hielt das Yorksche Corps seinen feierlichen Einzug in Berlin*). Prinz Heinrich empfing dasselbe vor dem Thore und führte

*) Von demselben Tage ist folgender Armee-Befehl: „Nachdem Ich durch die von dem General von York eingereichte Rechtfertigung der mit dem russisch-kaiserlichen General von Diebitsch in Tauroggen abgeschlossenen Convention, und durch das Urtheil der zur Untersuchung dieser Sache ernannten Commission, aus dem General-Lieutenant von Diricke und den General-Majors von Schuler und von Sanitz, Mich vollständig überzeugt habe, daß der General von York wegen jener Convention in jeder Hinsicht ganz vorwurfsfrei, und zu ihrer Annahme nur durch die Umstände, welche den verspäteten Abmarsch des zehnten Armee-Corps aus seiner Stellung von Riga veranlaßten, durch die gänzliche Trennung des zehnten Armee-Corps

es in die Stadt, wo eine ungeheure Menge Volks unter dem lebhaftesten Beifallrufen den Truppen entgegenströmte, und ihnen auf die mannigfaltigste Art seine Freude bezeugte. Blumenkränze wurden aus den Fenstern geworfen, Musikchöre begrüßten uns von den Balkonen und Tausende von Mädchen und Frauen, welche die zahlreichen Fenster der hohen Häuser füllten, wehten uns mit ihren Tüchern ein Willkommen zu. Unser Einzug glich wahrhaft einem Triumphzuge. Er ließ erkennen, daß das Volk in der Convention von Tauroggen den Beginn einer neuen Zeit erblickte. An demselben Tage erließ auch der König den Aufruf zur Stiftung der Landwehr.

---

in sich und durch die in jener kritischen Lage sehr vortheilhaften Bedingungen der ihm angetragenen Convention, bewogen worden ist, so mache Ich solches der Armee hierdurch mit dem Beifügen bekannt, daß ich den General-Lieutenant von York solchemnach nicht nur in dem Commando des ihm untergebenen Armee-Corps bestätigt, sondern ihm auch zum Beweise Meiner Zufriedenheit und Meines ungetheilten Vertrauens, auch noch den Oberbefehl über die Truppen des General-Majors von Bülow übertragen habe.

Breslau, den 17. März 1813.

gez. Friedrich Wilhelm.

Der Feldzug von 1813.

Nach einer achttägigen Ruhe in Berlin, rückte mein Regiment nach Sachsen aus, und bezog am 4. April Quartiere in Zerbst. Wenige Stunden nach unserm Einrücken versammelte uns der Generalmarsch auf dem Lärmplatze, und wir wandten uns sogleich in der Richtung von Magdeburg nach dem zwei Meilen entfernten Dorfe Leitzkau, welchem wir uns näherten, als es bereits dunkel geworden war. Die Heeres-Abtheilung, zu welcher wir gehörten, bestand aus den beiden Musketier-Bataillons meines (des ersten Ostpreußischen) Infanterie-Regiments, zwei Escadrons des ersten Husaren-Regiments, einer reitenden Batterie und einem Pulk Kosacken. Der Oberst von Hünerbein (gestorben 1819 als General-Lieutenant und commandirender General in Schlesien), unter dessen Befehl unsre Heerabtheilung hier gestellt war, eröffnete uns, daß die Franzosen einen starken Ausfall aus Magdeburg gemacht, denselben

bis Leitzkau ausgedehnt hätten, und zufolge der eingegangenen Meldungen, diesen Ort, wie die Umgegend, plünderten, weshalb diese Abtheilung beauftragt sei, unter Begünstigung der Dunkelheit möglichst die feindlichen Streifzügler aufzuheben, und ihnen zugleich die geraubten Gegenstände abzunehmen. Es wurden nun sogleich einzelne Abtheilungen zur Kundschaft entsendet, sie kehrten aber mit der Nachricht zurück, daß die Franzosen sich gegen Magdeburg wieder zurückgezogen, aber eine Menge Vieh aus Leitzkau weggeführt hätten. Unter solchen Umständen wurde das Dorf von uns besetzt, die Vorposten ausgestellt und alle Vorkehrungen getroffen, um etwaige feindliche Streifwachen sogleich aufzuheben. Da Leitzkau auf einer Anhöhe liegt, welche die ganze Gegend bis Magdeburg beherrscht, so sahen wir auch die lange Linie der Wachtfeuer des Feindes in der Entfernung einer halben Meile. Der Feind selbst ließ sich indeß nicht mehr sehen. Die Einwohner von Leitzkau begrüßten uns als ihre Befreier und erquickten uns mit Speise und Trank.

Am 5. April, einem heitern Frühlingsmorgen, gegen 10 Uhr Vormittags rückten ansehnliche Colonnen preußischer und russischer Truppen unter

Führung des Generals von York und des russischen Generals von Wittgenstein durch Leitzkau. Sie stellten sich in der Ebene hinter diesem Dorfe auf und griffen um Mittag den Feind lebhaft an. Mein Regiment bewegte sich hierbei in der Richtung nach dem Dorfe Dannigkow, durch welches die Straße von Leitzkau nach Magdeburg geht. Der Feind hatte dieses Dorf besetzt, das Regiment erhielt den Befehl, es anzugreifen und den Feind daraus zu vertreiben, während gleichzeitige Angriffe auf den Seiten des Dorfes, durch andere Truppentheile ausgeführt wurden. Zur Eröffnung des Angriffs wurden die Tirailleurs des ersten Bataillons meines Regiments vorgeschickt. Daunigkow ist ein ziemlich großes langes Dorf, die Landstraße nach Magdeburg durchschneidet es in seiner minder beträchtlichen Breite, und überschreitet unmittelbar hinter dem Dorfe auf einer steinernen Brücke das Flüßchen Ehle, welches auf der Seite von Magdeburg die ganze Länge des Dorfes berührt.

Ich führte einen Zug Tirailleurs und eröffnete mit denselben ebenfalls den Angriff. Wir drangen allmählig in das Dorf ein, und unterhielten ein lebhaftes Feuer auf den Feind, der sich hinter Häusern

und Gartenzäunen aufgestellt hatte. Durch unsere Angriffe gedrängt, zog er sich indeß mehr und mehr zurück, hielt aber an Ehle Stand, und weigerte sich, das Dorf gänzlich zu räumen; er vertheidigte die letzten Häuser und Zäune hartnäckig. Hier bekam er eine ansehnliche Verstärkung, ging nun sogleich zum Angriff über und zwang uns Tirailleurs durch sein Uebergewicht bald das Dorf wieder ganz zu räumen. In dem Augenblick, als wir das Dorf verlassen mußten, wurde mir persönlich ein behender französischer Voltigeur gefährlich, der mich als Officier erkennend, sich die größte Mühe gab, mich gefangen zu nehmen. Diese Absicht hätte er auch erreicht, wenn ich nicht glücklicherweise einige Schritte Vorsprung gehabt; aber er war mir einige Male schon so nahe, daß er bald nach mir griff, bald mit dem Bajonette stieß, ohne mich zu erreichen. Als ich endlich aus dem Dorf war, und er mir nicht weiter folgte, feuerte er noch sein Gewehr auf mich ab, ohne jedoch zu treffen.

Auf einer sandigen Anhöhe vor dem Dorfe sammelten sich unsere Tirailleurs wieder und erneuerten den Angriff, indem das ganze Regiment (die beiden Musketier-Bataillone) denselben dieses Mal kräftig

unterstützte. Nachdem nämlich die lange Tirailleur-Linie des Regiments mit Hurrah! die vordersten Häuser und Gartenzäune wieder genommen hatte, folgten die beiden Musketier-Bataillone, und griffen das Dorf mit gefälltem Gewehr an. Der Feind verließ es sehr eilig, indem er durch die flache Ehle watete. Unsere Soldaten verfolgten ihn noch eine Strecke weit und nahmen mehrere Flüchtlinge gefangen. Dabei ereignete sich der komische Fall unter meinen Augen, daß ein Tirailleur von uns, einen flüchtigen Franzosen gefangen nehmen wollte und schon seinen Tornister gefaßt hatte, um ihn aufzuhalten; der Franzose besann sich rasch, lösete schnell die Tornister-Tragriemen und rannte frei davon. Mir selbst drohte beim Ende dieses Gefechtes noch eine Gefahr. Als der Feind bereits über die Ehle zurückgegangen war, und ich mit meinen Tirailleurs diesen Fluß etwa fünfzig Schritte seitwärts der steinernen Brücke durchwatete, fällt in meiner Nähe ein Schuß, und ich höre von bekannter Stimme die Worte: „da liegt er!" Es war mein Bursche Eggert, welcher mir stets große Anhänglichkeit bewies, und, so viel möglich, in meiner Nähe zu bleiben suchte, um mir sogleich, wenn ich es wünschte, Beistand

leisten zu können. Als er nun auch jetzt, ohne daß ich darauf besonders achtete, sich beim Durchwaten der Ehle in meiner Nähe befand, bemerkte er einen feindlichen Soldaten unter der steinernen Brücke im Wasser stehend, und sein Gewehr auf mich anlegend. Eggert, ein gewandter Schütze, kam ihm jedoch schnell zuvor, und schoß ihn nieder.

Wir waren im Besitz des Dorfes, das Regiment sammelte sich und stellte sich längs dem Flusse in Linie auf, während die unterdessen herangekommene Batterie des Capitains von Huet (von der ostpreußischen Artillerie-Brigade) im Trabe durch das Dorf und über die Brücke vor unserer Front auffuhr, und die wieder vorrückenden feindlichen Chasseurs mit Kartätschen so nachdrücklich beschoß, daß sie nach wenigen Schüssen auseinanderstoben und das vorliegende Feld bald ganz vom Feinde gereinigt war.

Mein Regiment, insbesondere die Tirailleurs hatten sich ganz verschossen und im hitzigen Dorfgefechte eine Menge Todte und Verwundete gelassen, weshalb es auf Befehl des commandirenden Generals durch ein schlesisches Landwehr-Regiment abgelöst wurde. Das Regiment ging hierauf durch das Dorf zurück und bezog hinter

demselben ein Bivouac, worin es auch die folgende Nacht über stehen blieb.

Kurz vor der Ablösung aus unserer Stellung begab sich Folgendes. Ein französisches Chasseur-Pferd, welches vermuthlich einen Kartätschschuß in die Brust bekommen und seinen Reiter verloren hatte, kam, als es das Trompeten-Signal unsrer Artillerie hörte, munter wiehernd auf uns zugelaufen, jedoch nur auf drei Beinen, so gut es ging, wobei das unbrauchbar gewordene rechte Vorderbein rechts und links schlenkerte. Da es grade auf mein Bataillon zulief, so mußte ihm durch Abbrechen einiger Rotten schnell Platz gemacht werden; aber dessenungeachtet bekam ein Soldat mit dem schlenkernden Pferdefuße einen heftigen Schlag an den Kopf, so daß Ohr und Kinnbacken davon bluteten. Um das arme Thier nicht länger in der Qual zu lassen, wurde es gefangen und hinter der Front getödtet. Das Gefecht bei Dannigkow dauerte etwa vier Stunden; die beiden Musketier-Bataillone meines Regiments verloren dabei fünfzehn Todte; vier Officiere und 81 Mann waren verwundet. Wir hatten vier Trommeln und zweihundert Gewehre erbeutet, welche auf dem Wahlplatze gesammelt wurden.

Gleichzeitig mit dem Gefechte unsers Regiments in Dannigkow fanden auf mehreren andern Punkten, seitwärts von diesem Dorfe, lebhafte Gefechte statt, in welchen der Feind besiegt, und zum Rückzuge nach Magdeburg genöthigt wurde. Am hitzigsten war das Gefecht beim Städtchen Gommern, wo auch das Füsilier-Bataillon meines Regiments, unter Führung des Majors von Cramon, brav gefochten hat.

Am folgenden Tage, den 6. April, verließen wir, nachdem der Feind bis Magdeburg zurückgegangen war, unsre Stellungen in dieser Gegend, gingen bei Dessau über die Elbe und bezogen in und um Köthen Cantonirungs-Quartiere, in welchen wir vierzehn Tage lang ruhig stehen blieben. Das Hauptquartier des Generals von York war während dieser Zeit in Köthen; mein Bataillon kam ebenfalls in die Stadt zu liegen. Wir verließen aber die Stadt, um eine Stellung an der Saale zu nehmen, als nach den eingegangenen Nachrichten, ansehnliche feindliche Corps in Sachsen vorrückten und sich diesem Flusse näherten. Unser Marsch ging über Zörbig und Landsberg nach Schkeuditz, wo wir die Nacht bivuakirten. Von hier aus wurden die beiden Musketier-Bataillone unsers

Regiments, unter dem Befehl des Oberst-Lieutenants von Lobenthal (welcher später als General-Major und Divisions-Commandeur starb) am 28. April Nachmittags nach Merseburg gesandt, um hier die Brücke über die Saale zu decken.

Wir kamen an, als es bereits dunkel wurde, und vernahmen ein lebhaftes Feuer von Halle her, woselbst die Franzosen den Uebergang über die Saale zu erzwingen suchten, jedoch von den preußischen Truppen unter Führung des Generals von Kleist tapfer zurückgeschlagen wurden. Gleich bei unserm Einrücken in Merseburg wurden rund um die Stadt alle nöthigen Feldwachen und Vorposten ausgestellt, und Alles in der Stadt eingelagert. Ich erhielt ein gutes Quartier am Markte, im Gasthofe zur goldenen Sonne. Kaum war eine Nacht hier zugebracht, als ich Befehl erhielt, Vormittags um 12 Uhr (den 29. April) die Feldwache am Klausthore abzulösen; dieselbe bestand aus fünfzig Mann einschließlich zwanzig freiwilliger Jäger, und war vor dem nach Halle führenden Klausthore am Fuße einer ragenden Höhe, worauf noch das alte Gemäuer eines Galgens stand, aufgestellt. Die Feldwache hatte den Befehl, bei einem überlegenen feindlichen An-

griffe, sich in die einzelnen Häuser zu werfen, welche außerhalb des Thores sich befanden, diese Häuser hartnäckig zu vertheidigen, und erst im dringendsten Falle durch ein Pförtchen sich auf einen Weinberg zurück zu ziehen, der schon innerhalb der Stadtmauer und von ihr begränzt, ungefähr fünfzig Schritte von jenen Häusern entfernt war. Dieser Weinberg zog sich rechts bis an die Saale, links bis an das Klausthor und überragte dasselbe.

Nachdem ich alle Posten ausgestellt und mich mit der Umgebung genau bekannt gemacht hatte, ließ ich die vor dem Thore befindlichen kleinen Gehöfte, so gut als möglich, in Vertheidigungs-Zustand bringen, indem eine Menge Schießlöcher in den Dächern gemacht, die Eingänge zu den Häusern verrammelt und jedem Mann der Platz angewiesen wurde, welchen er bei einem Angriffe vertheidigen sollte. Diese Vorkehrungen wurden jedoch nicht weiter benutzt. Denn bei der mächtigen Ueberlegenheit, womit der Feind die Stadt insbesondere dieses Thor angriff, ging mir später der Befehl zu, die Vertheidigung jener Häuser aufzugeben und mich mit der Feldwache grade auf den Weinberg zurückzuziehen.

Gegen Mittag vernahmen wir einzelne Pistolenschüsse von den Kosacken-Vedetten, welche in der Richtung nach Lauchstedt aufgestellt waren, und sahen vom Galgenberge auch bald die aus jener Richtung anrückenden feindlichen Colonnen, deren sich mehrere seitwärts bewegten, um die Stadt von den andern Seiten ebenfalls anzugreifen. Die Kosacken sammelten sich, umschwärmten hierauf noch eine Zeit lang eine vorrückende Colonne feindlicher Lanciers, als jedoch die feindliche Infanterie näher kam, zogen sie sich durch die Stadt und über die Saale zurück. Da wir von unserm hohen Standpunkte aus noch unthätige Zeugen der feindlichen Bewegungen waren, sahen wir einen feindlichen Stabsofficier allein auf eine Bauersfrau lossprengen, anscheinend, um von ihr über die Besatzung der Stadt etwas zu erfahren. Ein auf ihn gezielter Schuß traf nur sein Pferd, er selbst begab sich darauf eiligst zurück. Auch die Frau lief, so schnell sie konnte, weiter, und sah sich noch öfters ängstlich um.

Die unterdessen näher angerückten feindlichen Colonnen, veranlaßten bald ein lebhaftes Gewehrfeuer auf allen Seiten der Stadt; das Klaus-

thor wurde verschlossen und ich erhielt den Befehl, mit der Feldwache mich durch das Pförtchen auf den Weinberg zurück zu ziehen. Ich hatte meine Leute bereits in den vorliegenden Häusern aufgestellt, und erwartete den feindlichen Angriff jeden Augenblick. Wir eilten nun durch das Pförtchen auf den Berg, und verrammelten die Thür mit einer Menge schwerer Steine, die wir in der Nähe fanden und gegen die Thür hinabwälzten. Wenige Minuten später wäre uns dieser Rückzug unmöglich gewesen und die ganze Feldwache beim Vertheidigen der Häuser unfehlbar aufgerieben worden.

Auf dem Weinberge zerstreute sich meine Mannschaft längs der Stadtmauer, welche ungefähr zwei Fuß hoch den Boden überragte, und den Leuten, wenn sie knieten, als Brustwehr diente. Kaum hatten wir diese Stellung auf dem Berge erreicht, von welchem Alles zu übersehen war, so bemerkten wir schon eine Schaar feindlicher Tirailleurs, welche die von uns verlassenen Häuser besetzten, und von denselben aus lebhaft auf uns feuerten, was jedoch wegen unserer guten Deckung nur geringen Erfolg hatte. Unsere wohlgezielten Schüsse hingegen tödteten und verwundeten eine

Menge Feinde, welche innerhalb des Schußbereichs das Feld bedeckten. Einzelne versuchten das Pförtchen, welches wir von Innen mit Steinen verrammelt hatten, gewaltsam zu öffnen, und bedienten sich hierzu einer Art, konnten aber diesen Zweck hauptsächlich deshalb nicht erreichen, weil meine Leute von oben herab mit dem Bajonett den Feind abwehrten, theils auch ansehnliche Steine, welche sich von der obern Fläche der alten Mauer mit Leichtigkeit ablösen ließen, auf ihn herabwälzten. Zur Sicherung meiner so günstigen Stellung war es wichtig, daß der Feind die Oeffnung des Pförtchens, des einzigen Zugangs von Außen, nicht erzwinge. Es wurde daher keine Anstrengung gescheut, dieß zu verhindern, und zwar mit glücklichem Erfolg. Nach einer Menge vergeblicher Versuche nämlich, als der Raum zunächst dem Pförtchen, den wir von unserm Berge aus übersehen konnten, mit getödteten oder verwundeten Feinden besäet war, gab man dieses Vorhaben endlich auf.

Wir konnten nun die Aufmerksamkeit auf andere Momente des Gefechtes richten. Zwei feindliche Bataillone waren indeß bis auf Schußweite in Linie vorgerückt und begrüßten uns mit meh-

reren Bataillons-Salven, welche einige meiner Soldaten tödteten und verwundeten, die versäumt hatten, im entscheidenden Augenblicke sich hinter der Stadtmauer zu decken. Neben der feindlichen Infanterie war eine Batterie aufgefahren und beschoß den Weinberg, jedoch ohne besonderen Erfolg; nur ein Paar Kanonenkugeln trafen die Stadtmauer, und schlugen darin Oeffnungen.

Auf dem höchsten Punkte des Weinberges stand ein kleines Winzerhaus. Eine alte Frau, welche sich auf dem Berge befand, als die Kugeln daüber hinsauseten, lief aus Angst schnell in das offene Winzerhäuschen, und verbarg sich hier in einer Ecke. Hier fuhr eine der Kanonenkugeln nur einige Fuß von ihr entfernt, durch beide gegenüberstehende Wände des Häuschens und riß große Löcher hinein. Erschrocken warf die Frau sich platt auf die Erde, und befahl in ihrer Todesangst sich betend der Fürsorge Gottes, als bald darauf noch eine Kugel das Häuschen traf, jedoch nur einen Theil des mit Pfannen gedeckten Daches zertrümmerte, ohne die arme Frau zu verletzen. Die Erzählung von diesem Vorfall verbreitete sich in der Stadt, und veranlaßte an den folgenden Ta-

gen manche Wallfahrten zu dem zerschossenen Winzerhäuschen.

Unbegreiflicherweise versuchte noch eine Escadron feindlicher Lanciers einen Angriff unmittelbar auf das Klausthor, indem sie mit eingelegten Lanzen und Geschrei gegen das wohlverschlossene Thor ansprengten. Als ich es von meinem Berge aus bemerkte, benachrichtigte ich sogleich den Major von Kurnatowsky hiervon, welcher innerhalb der Stadt am Thore sich befand. Dieser ließ rasch eine Section bis hart an das Thor anrücken, und durch die bretternen Thorflügel mit so gutem Erfolge feuern, daß die Reiter, welche nicht getroffen wurden, ihre Absicht gegen das Thor sogleich aufgaben und in Unordnung mit verhängtem Zügel bis hinter ihr Fußvolk zurückjagten. Der Raum außerhalb des Thores wurde bei dieser Veranlassung mit einer Menge getödteter und verwundeter Lanciers und Pferde bedeckt.

Nach diesem mißlungenen Cavallerie-Angriffe, erneuerten die beiden feindlichen Infanterie-Bataillone, welche noch ihre frühere Stellung in Linie behaupteten, die Bataillons-Salven gegen das Thor und gegen den Weinberg, jedoch, wie früher, ohne entscheidenden Erfolg. Als ich be-

merkte, daß meine Leute sich längs der Mauer zu stark rechts hinzogen, indem sie hierbei derselben Bewegung folgten, welche die feindlichen Tirailleurs außerhalb der Mauer machten, begab ich mich nach diesem rechten Flügel meiner Schaar, um mich hier vom Stande der Sachen persönlich zu überzeugen. Auf dem Wege dahin mußte ich die Schußlinie der feindlichen Gewehre durchschreiten. Während der kurzen Zeit dieses Ganges, gab ein Bataillon wieder eine Salve, so daß eine unzählige Menge von Kugeln mich theils umsauseten, theils auf allen Seiten ganz nahe in die Erde schlugen, ohne mich jedoch zu verletzen, — mir ein neuer Beweis, daß im Kriege nur die wenigsten Kugeln treffen.

Verwundung und Gefangenschaft.

Das Gefecht hatte sich im ganzen Umfange der Stadt verbreitet, und war sehr belebt, besonders an den Thoren, welche der Feind mit Ungestüm angriff, je hartnäckiger sie vertheidigt wurden. Etwa anderthalb Stunden hatte es gedauert, als mich eine feindliche Gewehrkugel traf, und meine weitere Theilnahme am Gefecht beendigte. Als ich nemlich mich auf meinem früheren Standpunkte am Thore, von wo ich den ganzen vorliegenden Raum und die Unternehmungen des Feindes am freiesten übersehen konnte, wieder zurückbegeben hatte, bemerkte ich unter den am Fuße der Mauer zerstreut stehenden und auf uns schießenden feindlichen Tirailleurs einen, welcher, so oft er mich nur erblicken konnte, immer schnell auf mich anlegte und feuerte. Ich ließ ihn, auf meine Leute und den Gang des Gefechts aufmerksam, unbeachtet, bis eine gut gezielte Kugel mir, nachdem ich, um das Gefecht zunächst dem Thore zu übersehen, ihm meine rechte Seite

einen Augenblick Preis gegeben hatte, mir hart über dem Kreuze in den Leib drang und, weil sie von unten heraufgeschossen wurde, unter dem linken Arm zwischen zwei Rippen stecken blieb.

Im ersten Augenblick fiel ich unwillkürlich, doch nicht ganz besinnungslos zur Erde. Einige der mir zunächst stehenden Soldaten sprangen schnell hinzu, um mir Beistand zu leisten und versuchten, mich aufzurichten, sie mußten aber diese Absicht aufgeben, als sie sich überzeugten, daß ich von meiner Verwundung zu sehr gelähmt war. Um mich nun in Sicherheit zu bringen, legten sie mich behutsam auf ihre Gewehre und trugen mich langsam vom Weinberge hinab in die Stadt. Sie wollten mich bis zum Markte bringen, wo sich die Wagen zum Fortschaffen der Verwundeten befanden. In einer der nächsten Straßen erfuhren sie aber von dem Regiments-Commandeur Major von Lobenthal, daß der Markt bereits vom Feinde, der unterdessen ein anderes Thor erobert hatte, besetzt sei. Sie wurden nun von ihm angewiesen, mich in ein nahes Haus zu bringen und hier meinem Schicksal mich zu überlassen.

Demgemäß wurde ich in eines der nächsten Häuser getragen. Es war das Haus der Grä-

fin von Zech. Viele Bürger hatten, vor den in den Straßen umhersausenden Kugeln Schutz suchend, sich in dieses Haus, besonders in dessen geräumigen Thorweg geflüchtet, und äußerten durch Weinen und Händeringen sowohl Theilnahme wegen meines Zustandes, als Angst und Sorge für die nächste Zukunft. Ein Hausdiener führte die Soldaten, welche mich trugen, im untern Stock des Hauses durch mehrere geräumige Zimmer in ein Cabinet, und ließ mich auf eine darin befindliche leere Bettstelle legen, nachdem vorher etwas Stroh unterbreitet worden war. Meine Leute konnten mir keinen weitern Beistand leisten, nahmen daher von mir einen herzlichen Abschied und eilten auf ihre Posten zurück. Aber ein Compagnie-Chirurg Namens Andersch besuchte mich sogleich, konnte jedoch für jetzt nichts weiter thun, als die Wunde mit einem aufgelegten Pflaster bedecken, und mußte mich bald wieder verlassen. Er suchte mich durch das Versprechen zu beruhigen, daß er zuvor noch einige auf der Straße liegende Verwundete verbinden müsse, und dann zu mir zurückeilen würde, um meine Wunde genauer zu untersuchen und zu behandeln. Der Chirurg kehrte aber nicht wieder; er war, wie

ich später erfuhr, von einer der vielen in den Straßen herumpfeifenden Kugeln am Fuße schwer verwundet worden, als er noch mit dem Verbinden der Verwundeten beschäftigt war, und hatte sich dann beeilt, die Stadt zu verlassen, um der Gefangenschaft zu entgehen.

Durch den heftigsten Schmerz und die starke Blutung der Wunde verfiel ich bald, nachdem der Chirurg mich verlassen hatte, in einen tiefen Schlaf. Später erfuhr ich, daß dieser todesähnliche Schlaf etwa eine Stunde gedauert hatte, als ich durch eine Menge französischer Soldaten gewaltsam aufgerüttelt wurde, welche sich um mein Lager drängten. Vermuthlich waren sie, nachdem der Feind unterdessen die Stadt erobert hatte, auf die Nachricht, daß ein Officier hier liege, herein gedrungen, um mich auszuplündern. Mehrere von ihnen faßten mich sehr plump an und untersuchten meine Taschen, indem sie la bourse, la montre in rauhem Tone verlangten. Da aber die zuerst eingetretenen Soldaten meine kleine Geldbörse und meine Taschenuhr bereits weggenommen hatten, so tobten die später Ankommenden, weil sie meine Taschen bereits leer fanden. Dennoch glaubten sie, irgendwo noch eingenähte Goldstücke ausfindig zu

machen, und hielten daher genaue Untersuchung allerwärts, wo dergleichen verborgen zu werden pflegt. Sie rissen zu diesem Zwecke mir die Halsbinde ab, so wie Rock und Weste so heftig auf, daß viele Knöpfe dabei absprangen, und gingen schimpfend und wüthend wieder hinaus, wenn sie nichts finden konnten, indem sie immer einem andern Schwarm Platz machten, der sich nicht besser betrug. Einer der Soldaten untersuchte sogar meinen im Zimmer auf einem Stuhle liegenden Czakot, um darin vielleicht verborgene Goldstücke zu entdecken und äußerte, als er nichts fand, seinen Verdruß an dem preußischen National-Abzeichen, indem er dasselbe abriß, auf die Erde warf und rohe Flüche ausstoßend mit Füßen trat.

Als das Kommen und Gehen einzelner plündernder Franzosen und ganzer Schwärme eine lange Weile gedauert hatte, kam ein feindlicher Officier in Begleitung einiger Soldaten herein, befahl den Plünderern mit Scheltworten sogleich sich zu entfernen, trat an mein Lager, und befahl mir mitzukommen. Ich versuchte aufzustehen, fiel aber wieder zurück, worauf dem Befehl des Officiers gemäß, zwei seiner Leute mich vom Lager schonungslos herunterrissen, dann meinen Rock-

kragen erfassend, mich durch die Vorzimmer, den Hausflur, bis auf die Straße an der Erde schleifend brachten und mich hier in der Nähe mehrerer Schicksalsgefährten meines Regiments auf das Straßenpflaster niederlegten. Einer der verwundeten Regiments-Kameraden wurde mir etwas behülflich, indem er mir einen Stein unter den Kopf schob, damit dieser etwas höher zu liegen komme. Meine Wunde ward, da ich auf dem Rücken lag, dadurch mehr geschont, und drückte nicht auf den harten Steinen des Straßenpflasters so empfindlich. Als auf diese Weise eine Linderung der Schmerzen eingetreten war, verfiel ich allmählich in einen betäubten Zustand; mein Bewußtsein schwand, aber nur nach und nach, indem es mir anfangs hellroth, allmählich dunkler und zuletzt ganz schwarz vor den geschlossenen Augen schimmerte. Vergeblich suchte ich die Augen zu öffnen, und vermuthete deßhalb, daß ich mich bereits im Sterben befände; ich freute mich über diese Wahrnehmung, weil ich nicht glaubte, als schwer Verwundeter unter den rohen Händen der Feinde länger ausdauern zu können.

Eine neue Roheit weckte mich aus dieser Betäubung. Es hatten nemlich einem der vorbeiziehen-

den Franzosen meine Stiefel gefallen; er zog mir den einen aus; als nun der zweite nicht so leicht folgen wollte, ruckte er so heftig, daß mein Kopf vom Stein herunter schlug und zugleich meine Wunde auf dem Steinpflaster sich empfindlich scheuerte und drückte. Der gewaltige Schmerz preßte mir unwillkürlich einen lauten Schrei aus. Der Franzose, welcher mich nach meinem Aussehen schon für einen Todten gehalten haben mochte, schien sehr zu erschrecken, und starrte mich einige Augenblicke sinnlos an. Jedoch gleich darauf zog er, unter meinen Augen, seine schlechten Schuhe mit kurzen Schäften aus, und meine Stiefel an. Nachdem er damit fertig war, hielt er, bevor er wegging, mir noch eine kleine Anrede in einem halb französischen, halb deutschen Kauderwelsch, wovon ich wenig verstehen konnte. Nur einer Aeußerung, welche er häufig wiederholte, erinnere ich mich deutlich: „Ick von hunger zwölfte (112ten) Regiment, le plus brave Régiment de la grande armée.“

Diese Entschuldigung oder Rechtfertigung kam mir komisch vor. Noch sehe ich den Menschen stehen; er hatte eine ansehnliche Größe, war unverhältnißmäßig dürr, sein Gesicht lang geformt,

die Backenknochen stark hervortretend, die Nase lang und spitz, der Bart schwarz; die großen rollenden Augen blickten tückisch umher. Es hatte früher die Nachricht sich verbreitet, Napoleon habe, um seine Armee mit recht furchtbaren Soldaten zu verstärken, die Gefängnisse öffnen lassen. Bei dem Anblicke dieses Soldaten fiel mir der Gedanke ein, daß derselbe zu diesem Gesindel gehören mögte.

Unterdessen bewegten fast ununterbrochen französische Infanterie-Colonnen sich bei uns, die wir als Verwundete auf der Straße lagen, vorbei; ich dachte bei ihrem Anblicke mit wehmüthiger Theilnahme an das mir unbekannt gebliebene Schicksal meines braven Regiments. Erst später, nachdem es mir gelungen war, zum Regiment wieder zurück zu kehren, erfuhr ich, daß dasselbe bei der großen Ueberzahl des Feindes (10000 Mann mit 14 Geschützen gegen 2000 Mann mit 2 Geschützen), die nur mit einer Mauer umgebene Stadt nicht länger als drei Stunden hatte behaupten können. Jedoch erst, nachdem es dem Feinde gelungen war, eines der Thore zu erobern und in die Stadt einzudringen, war das Regiment über die Saale zurück gegangen; ja mehrere

Compagnien vertheidigten noch die ihnen angewiesenen Posten, insbesondre an den Thoren, gegen den von außen angreifenden Feind hartnäckig, als dieser bereits auf andern Punkten bis in die Stadt gedrungen war. Im Rücken angegriffen, waren sie nun genöthigt, sich beim Rückzuge nach der Brücke durchzuschlagen, was natürlich nicht ohne großen Verlust zu bewerkstelligen war. Selbst in der Nähe des Platzes, wo wir Verwundete lagen, wurde, wie ich selbst bemerkte, aus einem Gehöft auf den vorbeiziehenden Feind noch lebhaft geschossen, und mehrere Abtheilungen des Feindes dahin geschickt. Vermuthlich hatte ein Trupp meines Regiments, auf dem Rückzuge abgeschnitten, sich in dieses mit festen Mauern eingeschlossene Gehöft geworfen. Da die in die Stadt eingedrungenen Franzosen bald auch den Dom eroberten und besetzten, so beschossen sie, von hier aus, die tief unter demselben gelegene Saale-Brücke sehr lebhaft, und tödteten oder verwundeten hier noch eine Menge unsrer Leute, denen es gelungen war, die Brücke zu erreichen. Das Regiment erlitt hier bedeutende Verluste an Todten und Gefangenen, besonders auch dadurch, daß mehrere Haufen, unbekannt mit den Oertlichkeiten, in Sack-

gassen geriethen, deren Merseburg, eine alte, sehr winklich gebaute Stadt, damals noch viele hatte. Um wieder heraus zu kommen, mußte man durch die nachgerückten Feinde sich durchschlagen, was natürlich ohne bedeutenden Verlust nicht abging. Auf diese Weise hatten auch zwei achtbare Officiere des Regiments, der Major von Pirch (1825 als Oberst und Commandant von Saarlouis gestorben) und der Lieutenant von Roberts (1832 als pens. Hauptmann zu Königsberg in Preußen gestorben) das Schicksal, in Gefangenschaft zu gerathen und mit den übrigen gefangenen Unterofficieren und Soldaten des Regiments nach Frankreich gebracht zu werden. In einem Städtchen unweit der Pyrenäen mußten sie so lange bleiben, bis sie im Jahre 1814 durch den Pariser Frieden wieder befreit wurden. Der Verlust der beiden Bataillone meines Regiments in diesem Gefechte betrug 11 Officiere und 300 Unterofficiere und Gemeine, wovon etwa 50 getödtet, die übrigen nur verwundet oder gefangen waren, und größtentheils später wieder zum Regiment zurückkamen.

Ich kehre zu den eignen Erlebnissen zurück. Wir, auf der offenen Straße verwundet liegend,

wurden von Einzelnen der bei uns vorbeiziehenden feindlichen Colonnen durch freche Aeußerungen verhöhnt. Ein Officier mißbrauchte sogar seinen gezogenen Degen, mit welchem er beim Vorbeimarschiren mich flach auf den unbedeckten Kopf schlug, so daß eine fingerdicke Beule entstand, die sich erst nach mehreren Tagen verlor. Viele einzelne Franzosen waren auch in die Weinkeller der größeren Häuser gedrungen, kamen mit vollen Weinflaschen heraus, leerten sie auf der Straße mit Anderen ihrer Kameraden und schleuderten die leeren Flaschen übermüthig gegen die Mauern, so daß die Scherben bis unter uns fielen. Solche Scenen rohen Uebermuthes der Sieger mußten uns in unserm traurigen Zustande, im Gefühle unserer Ohnmacht doppelt bitter verletzen.

Endlich trat ein junger französischer Officier zu uns, welcher vermuthlich zu unserer Beaufsichtigung bestellt war. Er zog seinen Degen und trieb jeden französischen Soldaten weg, der im Vorbeimarsche bei uns stehen bleiben wollte. Wir erregten auch die Aufmerksamkeit eines vorbeireitenden französischen Stabsofficiers; er hielt mit seinem Gefolge bei uns, und fragte den beaufsichtigenden Officier, ob sich preußische Officiere un=

ter den Verwundeten befänden. Dieser bezeichnete mich als einen solchen. Er richtete nun an mich in französischer Sprache einige Fragen, worauf ich ihm jedoch bedeutete, daß ich diese Sprache nicht verstände. Ich war zu erschöpft und völlig abgeneigt, mich in eine Unterhaltung mit ihm einzulassen, so fertig ich auch sonst französisch sprechen konnte. Der Stabsofficier befahl hierauf seinem Reitknechte, welcher deutsch sprach, und nach seiner Mundart, aus dem Elsaß gebürtig war, zu dolmetschen. Durch diesen ließ er mich fragen: wie stark die Besatzung von Merseburg gewesen wäre? Auf meine Erwiederung, daß nur zwei Bataillone Infanterie die Stadt vertheidigt hätten, drückte er den Officieren seines Gefolges sein großes Erstaunen hierüber aus, so wie die Meinung, daß er die Besatzung wenigstens für dreimal so stark gehalten, nachdem dieselbe den heftigen Angriff eines Armee-Corps gegen eine nicht befestigte Stadt sechs Stunden lang abgewehrt hatte. Als ich ihm auf seine weiteren Fragen auch die Nummer meines Regiments nannte, und sagte, daß dasselbe den Feldzug von 1812 im Corps des Marschalls Macdonald mitgemacht habe, entgegnete er, daß er in demselben Corps den Feldzug in Kur-

land bestanden, und sich wohl erinnere, daß dieses Regiment sich auch dort schon einen vortheilhaften Ruf erworben, worauf er mich freundlich grüßend, weiter ritt.

Ein Adjutant brachte nunmehr dem uns beaufsichtigenden Officier den Befehl, uns in einem Hospitale abzuliefern. Er forderte uns daher auf, ihm zu folgen. Einer wurde nun dem andern behülflich beim Aufstehen und Gehen; da ich aber zu schwach war, so faßten mich zwei leichter verwundete Soldaten des Regiments unter die Arme und hoben und leiteten mich langsam fort. Aber ein besonders empfindlicher Schmerz unter dem linken Arme quälte mich, indem die hier an den Rippen noch steckende Kugel, und eine darüber entstandene hohe Geschwulst in der Stärke eines Kinderkopfes, meine Leiden jetzt viel größer, als anfänglich, machte. Unterdessen hatte sich ein starkes Gewitter zusammengezogen, und entlud sich über der Stadt in starken Blitzen und Donnerschlägen, so wie mit einem Platzregen, der uns in wenigen Augenblicken ganz durchnäßte. Da ich ohne Kopfbedeckung, ohne Halsbinde und ohne Stiefel war, auch meine Wunde beim Gehen, von Neuem so stark blutete, daß das Blut mir an den

Strümpfen herablief, so mag ich in diesem Zustande wohl Jedem, der uns begegnete, kläglich aufgefallen sein.

An einer Kreuzstraße mußten wir hier so lange halten, bis eine Colonne Kriegsgefangener, welche unter Trommelschlag vorbeigeführt wurden, vorüber war. Mit Wehmuth erkannte ich in denselben nur Soldaten meines Regiments, welche traurig daher zogen; an ihrer Spitze die oben genannten Officiere, Major von Pirch und Lieutenant von Roberts, die mir im Vorbeigehen schmerzlich Abschied zuwinkten.

Mir fiel inzwischen eine Anzahl von Officieren mit Federhüten ins Auge, bei welchem die Gefangenen und dann auch wir vorbei kamen. Als wir uns näherten, erkannte ich sogleich den französischen Marschall Macdonald mit seinem Gefolge, bei dessen Armee-Corps ich in Kurland vor wenigen Monaten noch gestanden hatte. Da ich im Schloß Ekau, dem damaligen Hauptquartiere des Marschalls, für eine kurze Zeit zur Bewachung des Hauptquartiers gehört und täglich an der Tafel des Marschalls gespeiset hatte, so erklärt es sich, daß er bei meinem Anblick auffallend stutzte, und zu seinen Officieren etwas sagte, indem er

sich meiner Person aus jener Zeit her wahrscheinlich noch erinnern mogte. Mein Zustand, hauptsächlich aber die Abstumpfung gegen mein künftiges Loos waren Ursache, daß ich diesen Umstand nicht benutzte mir ein günstigeres Schicksal zu bereiten.

Aufnahme im Sixterhospital zu Merseburg.

Die Verwundeten wurden in das sogenannte Sixter-Hospital gebracht. Dieses in der Nähe des Sixter-Thores auf dem Sixter-Berge, jedoch innerhalb der Stadtmauer gelegene Krankenhaus war eine Anstalt für arme alte Frauen und mußte jetzt in Ermangelung eines besseren Locals, von Seiten der städtischen Behörde, zur vorläufigen Unterbringung der Verwundeten überwiesen werden, nachdem es, so gut als es in Eile sich thun ließ, hierzu eingerichtet war. Die größten Zimmer wurden den Verwundeten eingeräumt und die alten Frauen in die kleinern Gemächer zusammen gedrängt. Bei der durch die Umstände gebotene Schnelligkeit dieser Anordnung, konnte die erste Einrichtung dieses Lazareths nur nothdürftig sein. Die Lagerstellen bestanden für jeden Verwundeten in einer Bettstelle, worin sich ein Strohsack, ein Kopfpolster von Stroh und eine Friesdecke befanden, aber leinene Ueberzüge und Betttücher waren nicht vor-

handen. Eine Lagerstelle von so kümmerlicher Beschaffenheit wurde auch mir zu Theil, aber so ermüdet und angegriffen war ich, daß ich sie mit Freuden begrüßte und mich darin behaglich fühlte. Da auch viele französische Verwundete in dieses Lazareth gebracht wurden, so mußte ich es noch für ein Glück ansehen, daß mir ein solches Lager zu Theil geworden war. Denn bei dem Mangel an Raum wurde noch unter jeder Bettstelle auf dem Fußboden ein Krankenlager eingerichtet, und viele Franzosen mußten hier vorlieb nehmen. Mein Nachbar unter dem Bette war auch ein Franzose, ein Sergeant, mit dem ich mich oft unterhielt, ohne daß wir einander sehen konnten, bis er einige Tage später, den durch den Tod eines andern Verwundeten leer gewordenen Platz in einer Bettstelle einnehmen konnte.

Das dringendste Bedürfniß für den Verwundeten ist der erste gründliche Verband, wenn er nur bald angelegt werden kann. Zu diesem Zweck wurde der Stadt-Chirurgus Dr. Harnisch kurze Zeit nach unserer Unterbringung im Hospital zu uns geschickt. Dieser Ehrenmann erfüllte seine ärztliche Pflicht mit der möglichsten Zartheit und der lobenswürdigsten Thätigkeit. Bei

der Besichtigung meiner Wunde entdeckte er sogleich, daß die Kugel noch im Körper steckte und zwar unter dem linken Arm, wie es eine hohe Geschwulst bezeichnete. Er sagte mir daher, daß ich, um die Kugel herauszuholen, und dadurch die drohendste Lebensgefahr abzuwenden, mich einer Operation unterwerfen müsse, wozu ich mich natürlicherweise gerne bereit finden ließ. Die Operation war sehr schmerzhaft, währte aber nur einige Minuten. Der Arzt öffnete die Geschwulst, wo er die Kugel zu finden hoffte, durch einige sich kreuzende Messerschnitte, ließ mich von zwei Wärtern fest halten, und untersuchte mit den Fingern in der Wunde, ob er die Kugel fühlen könne. Als ihm dieses schnell gelang, zog er dieselbe mit einem Zangen-Instrumente heraus. Dies aber verursachte einen so empfindlichen Schmerz, daß ich, der ich mich bis dahin glücklich bekämpft hatte, unwillkührlich einen lauten Schrei ausstieß. Der Arzt beruhigte mich jedoch bald durch das Vorzeigen der Kugel, und durch den Ausspruch, daß nun die Gefahr vorüber sei. Er reichte mir die verhängnißvolle Kugel dar, welche sich auf einer Seite platt gedrückt hatte, und ich verwahrte dieselbe zum Andenken lange, bis sie mir noch

im Laufe des Feldzuges verloren ging. Nach der Operation verringerte sich sogleich der heftige Schmerz, welchen der Druck der Kugel an den Rippen veranlaßt hatte und es blieb nur ein starkes Brennen der Wunden.

Der freundliche Arzt, über seine so schnell beendigte Operation selbst sehr erfreut, legte zuletzt noch mit behutsamer Hand den Verband an und befahl, daß meine vom Blute so sehr gesteifte Wäsche gereinigt wurde. Dies war mir wohl sehr erwünscht, aber in Ermangelung anderer Wäsche war ich genöthigt, bis zum folgenden Morgen, wo ich die Wäsche zurück erhielt, auf dem grobleinenen Strohsacke und unter der Friesdecke unbekleidet liegen zu müssen. Dessen ungeachtet gelang es mir, die erste Nacht durch einen erquickenden Schlaf mich zu stärken; am andern Morgen, nachdem ich wieder reine Wäsche angezogen, fühlte ich mich ziemlich wohl und blickte wie neugeboren wieder mit Hoffnung ins Leben hinaus. Das Geschick, welches mich in der Gefangenschaft erwartete, war allerdings noch trübe; jedoch dem Ausspruche des Arztes gemäß befand ich mich ja außer aller Gefahr, und so erwachte neue Lebenslust, und ließ mich vertrauungsvoll

auf die höhere Hand blicken, welche auch die trübsten Schicksale zu erhellen vermag.

Das Zimmer, in welchem ich lag, war außer mir noch mit 35 Verwundeten, mehrentheils Franzosen, Italienern und Corsikanern, geringeren Theils von Soldaten meines Regiments besetzt. Sie lagen zur Hälfte in achtzehn Bettstellen, welche einander berührten und nur durch einige schmale Zwischengänge getrennt waren; eben so viele Verwundete lagen unter den Bettstellen. Es war unvermeidlich, daß so viele Kranke in einem nur mittelmäßig großen Zimmer zusammengedrängt die Luft verpesten mußte, es wurden daher, so viel als möglich, die Fenster geöffnet und geräuchert. Das laute Stöhnen der Kranken, worunter sich viele Verwundete befanden, das häufige Sterben unter ihnen, wo alsdann die Leiche auf ein Brett gelegt, hinausgetragen und das leer gewordene Lager immer bald wieder durch einen andern Kranken eingenommen wurde, die unreine Luft und die schlechte Beköstigung, machte den Aufenthalt in diesem Hospital sehr unangenehm. Unsre Nahrung bestand einen Tag, wie den andern, in einem kleinen irdenen Teller voll dünner Gerstengrütze, einem Stückchen kraftlosen, zähen Rindfleisches, et-

was schwarzem Brote und Thee oder Wasser zum Getränk. Mit der Zeit lernte man aber auch an diese Unannehmlichkeiten sich gewöhnen, und der Hunger würzte die kargen Mahlzeiten. Die alten Hospital-Frauen, welche in den kleinen Zellen des Hospitals sich einstweilen aufhalten mußten, besuchten häufig die Krankenzimmer und waren bemüht, einzelnen Kranken kleine Dienste zu leisten, so wie in ihrer treuherzigen Art ihnen Trost zuzusprechen. Sobald sie bemerkten, daß einer derselben im Sterben lag, knieten sie an seinem Lager und sangen geistliche Sterbelieder, bis er todt war. Sonderbarer weise nannten sie jeden kranken Soldaten „Kamerad," wenn sie ihn zu trösten suchten.

Mit meinem Bettkameraden rechts, einem französischen Unterofficier aus einem Dorfe bei Caen in der Normandie gebürtig, machte ich bald nähere Bekanntschaft. Es war ein kräftiger, bärtiger Soldat, der im Gefechte von Merseburg verwundet worden. Nach der den Franzosen eigenthümlichen Neigung zum Sprechen, bewarb er sich sehr um meine Unterhaltung, und da er ziemlich bescheiden gegen mich blieb, schwatzte ich als Mittel gegen die Langeweile viel mit ihm über

allerlei Kriegs-Erfahrungen und gegenseitige Heeres-Einrichtungen.

Am 2. Mai, dem Tage der Schlacht von Lützen (oder Groß-Görschen) hörten wir, da Merseburg nur drei Stunden vom Schlachtfelde entfernt ist, fast jeden Kanonenschuß; die Erschütterung war so stark, daß alle Fenster und Thüren unsers alten, ziemlich baufälligen Hospitalgebäudes dröhnten, und wir auch in unsern Betten ein Beben empfanden. Der Ausfall dieser Schlacht hatte für jeden der Lazareth-Genossen noch eine besondere persönliche Wichtigkeit. Denn es handelte sich jetzt darum, ob wir oder die verwundeten Franzosen fortan Gefangene sein würden. Wir waren daher den ganzen Tag über in der größten Spannung, und lauschten mit Aufmerksamkeit auf die Annäherung oder Entfernung des Kanonendonners, um hiernach den wahrscheinlichen Ausgang der Schlacht zu beurtheilen. Als sich nun Nachmittags der Geschützdonner sehr zu nähern schien, und als ein alter Wärter, welcher mir eine besondere Theilnahme äußerte, Gelegenheit nahm, mir freudig zuzuflüstern, daß nach den eingehenden Nachrichten vom Schlachtfelde, die Franzosen bei Lützen geschlagen wären, und daß viele

Leute von den Stadtthürmen aus den Rückzug des französischen Heeres deutlich wahrgenommen, da frohlockte ich im Stillen, begann schon, unser Loos im Vergleiche gegen die Zukunft meiner Kameraden, welche, als nicht verwundete Gefangene nach Frankreich geführt wurden, glücklich zu preisen.

In diesem frohen Wahne blieb ich jedoch nur bis zum nächsten Morgen, wo die Nachricht sich verbreitete, daß die Verbündeten den Rückzug angetreten hätten. Die Nachricht von der für die Franzosen verlornen Schlacht, entbehrte jedoch nicht alles Grundes, da viele Franzosen sie eine Zeitlang selbst glaubten, mehrere ihrer Abtheilungen sich bereits auf der Flucht befanden, und eine Menge Geflüchtete mit solchen Nachrichten eintrafen. Aber die Verbündeten zogen sich in der Nacht vom zweiten zum dritten Mai, wenn auch nicht besiegt, vor der feindlichen Uebermacht zurück.

Während dieser ganzen Nacht fand in unserm Hospitale eine große Unruhe statt, indem eine Menge Verwundeter vom Schlachtfelde anlangten und Unterkommen suchten. Wegen Mangel an Raum konnten aber nur noch wenige aufgenommen werden. Dieses ward nur möglich, indem man die vorhandenen kleinen Räume mit Stroh

bedeckte, und die zuerst Ankommenden willkürlich, wo sie Platz fanden, darauf hinlegte. Die Mehrzahl der zuströmenden Verwundeten mußte auf dem, das Hospital umgebenden freien Platze bleiben, und auf schnell hingebrachtem Lagerstroh die Nacht zubringen. Dieser geräumige Platz war mit Hunderten von Verwundeten bedeckt. Um sich in der kühlen Nacht zu erwärmen, hatten sie an mehreren Stellen, selbst unter den Fenstern unserer Krankenzimmer Feuer angemacht, so daß diese die ganze Nacht über erhellt waren. Das Feuer drohte selbst das alte Gebäude in Brand zu stecken, wo denn die Mehrzahl von uns unfehlbar den Feuertod gefunden haben würde. Diese Besorgniß, so wie die zu grelle Erhellung der Zimmer, hauptsächlich aber das Aechzen, Stöhnen und laute Rufen der vielen Verwundeten im Hospital wie auf dem Hofe, störte jeden Gedanken an nächtliche Ruhe, und ließ uns keine Minute schlafen. Nie werde ich diese Nacht vom zweiten zum dritten Mai vergessen.

Die Stadtbehörde hatte unterdessen das geräumige Lokal der Domschule zum Lazareth eingerichtet, und ließ am folgenden Morgen alle im Hospitalhofe, so wie unter unsern Betten gelager-

ten Verwundeten, nach und nach dahin schaffen, wir übrigen, welche so glücklich waren, auf den Betten zu liegen, sollten erst später nachfolgen.

Einer der Aufwärter des Hospitals, ein alter Biedermann, äußerte mir öfters eine freundliche Zuneigung, indem er mich aufmerksamer, als andere Verwundete behandelte, bediente und pflegte und mir aus eigenem Antriebe fast täglich einige Leckerbissen, welche die karge Lazareth=Beköstigung nicht darbot, z. B. Buttersemmel, Obst rc. rc. verstohlen brachte. Die französischen Verwundeten wurden dies bald gewahr, und schimpften und tobten, daß der Wärter einen ihrer Feinde auf solche Art gegen sie begünstige; daher ich ihn dringend bat, es lieber zu unterlassen. Dennoch blieb er dabei, benutzte aber vorsichtiger die Zeit, wenn es Abends dunkel wurde. Dann machte er sich an meinem Bette irgend eine Beschäftigung, um unbemerkt mir feinere Eßwaaren zuzustecken. Er war auch derselbe, welcher während des Kanonendonners der Lützener Schlacht mir öfters freudig zuflüsterte, daß die Franzosen geschlagen wären und die Preußen bald in Merseburg sein würden. Ich konnte es damals nicht ahnen, daß die gütige Vorsehung mir in diesem schlichten

Manne einen Engel gesendet hatte, welcher eine günstigere Wendung meines Schicksals begründen helfen sollte.

Er hatte schon mehrfach gegen mich geäußert, daß er in der Stadt eine sehr mildthätige Familie kenne, welche sehr gut preußisch gesinnt sei. Dieser wolle er, insofern ich es wünsche, von meiner hülfsbedürftigen Lage Nachricht geben, damit sie mir vielleicht mit Wäsche oder andern Bedürfnissen behülflich würde. Ohne auf diese wohlgemeinte Verheißung die geringste Hoffnung zu gründen, willigte ich ein. Ich dachte nicht weiter daran, als am 5. Mai Nachmittags sich die Thüre meines schon fast leer gewordenen Krankenzimmers öffnete und eine Gesellschaft Damen und Herren eintrat, welche der Aufwärter an mein Bette führte. Es war eine etwas ältliche und zwei jüngere Damen, ferner ein ungewöhnlich großer Herr. Alle äußerten die lebhafteste Theilnahme an meinem Schicksale, fragten mich nach meinen Wünschen und für den Augenblick nothwendigsten Bedürfnissen und verhießen mir, dafür bestens zu sorgen, so wie auch die Erlaubniß der französischen Behörde zu meiner Aufnahme in einem Privathause, wo ich sorgfältiger, als im Hospital,

gepflegt werden könnte, auswirken zu wollen. Die ältliche Frau war die Gattin des Domprobstes von Holleufer, eine geborne von Wuthenow und Schwester des damals noch in der preußischen Armee dienenden Generals von Wuthenow; die jüngern Damen waren ihre Töchter, der Herr aber ein Domherr von Möllendorf, welcher ebenfalls einen Bruder in der preußischen Armee hatte, der Officier beim 1. Garde-Infanterie-Regiment war. Als dieser Besuch mich verließ, kam es mir wie ein schöner Traum vor; ich wollte anfänglich an der Möglichkeit zweifeln, daß die mir gemachten Verheißungen sich erfüllen könnten. Bald darauf aber erschien schon ein Diener der genannten Dame mit einer Flasche Wein, welche mir dieselbe zur ersten Erquickung überschickte.

Als die mehrsten Verwundeten und Kranken in das neu eingerichtete Dom-Hospital gebracht waren, erfuhr ich durch den Wärter, daß auch wir noch in demselben untergebracht werden sollten, weil das Sixter-Hospital seiner Bestimmung wieder zurückgegeben wurde. Der Wärter zeigte mir zugleich an, daß er der erwähnten wohlthätigen Familie von mir bereits Nachricht gegeben

habe. Am 5. Mai Morgens erschien ein französischer Chirurgien-Major bei uns, prüfte unsern Zustand und bestimmte die Reihenfolge, in welcher wir zum Dom-Hospital gebracht werden sollten. Diejenigen von uns, welche er für die schwächsten hielt, wozu auch ich gehörte, sollten noch eine Nacht hier bleiben, weil er auf die Wahrscheinlichkeit des baldigen Absterbens mehrerer derselben rechnete. Außer mir traf dieses Loos nur noch zwei schwer verwundete Soldaten meines Regiments, und einen Franzosen, meinen Nachbar zur Rechten. Da mein Zustand keineswegs so gefährlich war, daß ich zur Klasse der dem Tode Nahestehenden gebracht werden konnte, so verdankte ich, wie ich später erfuhr, dieses nur der Fürsorge des Aufwärters. Er hatte den französischen Arzt darum gebeten, weil er hoffte, die erwartete Hülfe mir hier leichter zuführen zu können, als künftig im Dom-Hospitale, und seine Hoffnung erfüllte sich auch noch am nämlichen Tage, wie oben erwähnt wurde.

Auch die letzte Nacht, welche ich im Hospitale zubrachte, war fast eben so unruhig, als die vorigen. Der französische Stadt-Commandant hatte nämlich die Meldung bekommen, daß sich einzelne

Kosacken, vermuthlich eines Streifcorps, in der Gegend von Merseburg gezeigt hätten. Er ließ daher die Nacht über alle Thorwachten durch Piquets verstärken, und weil der Raum am Sixter=Thore zu beengt war, so benutzte er für dieses Piquet den benachbarten Hospital=Platz, auf welchem noch eine Menge Lagerstroh von früher herumlag. Um sich besser gegen den kühlen Wind zu schützen, lagerte sich die Mannschaft nahe am Hospital=Gebäude, und machte hier auch ihr Feuer an, zufällig wieder unter den Fenstern des Zimmers, in welchem ich mit den drei andern Verwundeten lag.

Das laute Gespräch der Soldaten, der Wiederschein des Feuers, besonders aber die Nähe eines mit dem Tode ringenden Verwundeten, machten mir auch diese Nacht recht unangenehm. Es war ein Soldat meines Regiments, aus der Provinz Lithauen zu Hause, im Gefechte vom 29. April schwer verwundet; er hatte sein Lager am Fußende meines Bettes. Eine Gewehrkugel hatte ihm das rechte Schienbein zerschmettert, und der Arzt äußerte schon früher, daß der Fuß hätte sorgfältig abgenommen werden müssen, wozu es nachher zu spät gewesen. Erst am Tage nach dem

Gefechte fand man ihn auf einem abgelegenen Platze der Stadt und brachte ihn in das Hospital, nachdem er beinahe 24 Stunden ohne Verband und ohne Pflege unter freiem Himmel gelegen hatte. Der Arzt konnte nichts weiter thun, als beim täglichen Verbinden den Fuß sorgfältig schienen, aber bald äußerten sich an demselben Brandflecken und kündigten die nahe Auflösung an, welche auch gegen Morgen erfolgte. Vorher phantasirte er aber noch die ganze Nacht, indem er abwechselnd in lithauischer und deutscher Sprache stammelte, und in der Fieberhitze endlich den Verband des Fußes aufriß, und wie ein Wahnsinniger mit den Händen in seiner großen, brandigen, übelriechenden Wunde herumfuhr. Hierdurch verbreitete sich der fürchterliche Geruch so stark, daß ich ihn unmöglich länger ertragen konnte, und mir nicht anders, als durch Oeffnen eines Fensters, zu helfen wußte. Bis zum Fenster aber konnte ich nur über drei leere Betten, die zwischen mir und dem Fenster standen, nicht ohne große Anstrengung gelangen.

Ich fand das Fenster so stark gequollen, daß es nicht zu öffnen war, daher ich ein paar Glasscheiben desselben absichtlich entzweischlug, um

etwas frische Luft zu bekommen. Durch das Geräusch über ihren Köpfen und das Herabfallen der Glasscherben, wurden die Soldaten lebendiger und der Officier kam ins Zimmer, um sich von der Ursache zu überzeugen. Als der fürchterliche Geruch ihm hier entgegen drang, öffnete er schnell noch einige Fenster und kam an mein Bett, wo er sich eine Weile mit mir unterhielt, indem er mich fragte, wer ich wäre und auf welche Art ich verwundet sei, auch mir erzählte, daß die in der Nähe von Merseburg herumstreifenden Kosacken die Verstärkung der Wachen nothwendig gemacht. Um mich für die Freundlichkeit seines Benehmens einigermaßen erkenntlich zu zeigen, bot ich ihm die Flasche Wein an, welche mir geschickt worden war. Er nahm zwar mit Höflichkeit einen Schluck daraus, lehnte aber ein Mehreres entschieden ab, mit dem Bemerken: daß er gesund, ich aber krank sei, und des Weines daher nöthiger zu meiner Stärkung bedürfe.

Als der Officier mit einem kameradschaftlichen Händedrucke und dem Wunsche baldiger Genesung mich verließ, dämmerte schon der Morgen und ließ mich den Zustand des unglücklichen

Kranken an meinem Fußende deutlicher erkennen. Sein Anblick war Schauder erregend; die Schienung seines Fußes war gewaltsam zerstört und im Schmerzens-Wahnsinn hatte er sich auf das ihm benachbarte leere Bett gerollt, wobei das kranke Bein, welches er nicht mehr regieren konnte, auf seinem Bette liegen geblieben war. Es sah gräßlich aus, entblößt von allem Verbande, stark blutend, die große klaffende Wunde von großen Brandflecken umgeben, im Schienbein gebrochen, so daß der Fuß gegen das Knie gebogen da lag. Der matte Ausdruck seines Gesichtes zeigte, daß er sich bereits im bewußtlosen Zustande befand. Beim Anbruche des Morgens stellten sich wieder mehrere Hospital-Frauen ein, als sie den sterbenden Soldaten erblickten, bedeckten sie ihn sogleich mit der Friesdecke, knieten an seinem Bett nieder, und sangen ihm das Sterbelied, während er die letzten Lebenszeichen nur durch ein abgebrochenes Stammeln unverständlicher Laute, so wie durch ein mattes Bewegen der Finger an seinen etwas erhobenen Händen, als wollte er noch etwas erfassen, äußerte. Plötzlich fielen die Hände auf die Decke nieder und er hatte ausgelitten. Ich hatte vorher nie einen Sterbenden

gesehen; das Bild desselben prägte sich meiner Seele tief ein.

Bald darauf trat der Stadt-Chirurgus in unser Zimmer und überzeugte sich vom wirklichen Eintreten des Todes bei diesem Kranken, so wie auch von dem meines linken Bettnachbars, der kurz darauf ebenfalls gestorben war. Auch dieser war ein Soldat meines Regiments und geborner Lithauer und hatte im Merseburger Gefechte einen Gewehrschuß durch den Brustknochen bekommen. Nach dem ärztlichen Ausspruche war seine Wunde unheilbar, weil die Kugel sich in die Brusthöhle gesenkt hatte, und durch keine Kunst herauszubringen war, so wie auch das im Brustknochen befindliche runde Loch nicht geheilt werden konnte. Der Arzt verband die Wunde zwar täglich, äußerte aber öfters zu mir, daß der unglückliche Mensch nur wenige Tage lebend erhalten werden könne. Ungeachtet die Oeffnungen im Brustknochen mittelst des Verbandes möglichst fest verschlossen gehalten wurde, so ließ sich doch nicht ganz hindern, daß die eingeathmete Luft durch dieselbe wieder ausströmte; das Athmen wurde dem Manne nur dadurch erleichtert, wenn er mit der flachen Hand die Bruströffnung fest bedeckt hielt. Nur sitzend

konnte er schlafen, weshalb man auch sein Lager hiernach eingerichtet hatte. Einmal benutzte er mein linkes Knie zum schlafen, welches ich, da ich wegen der Wunden im Rücken und auf der linken Seite, nur auf der rechten liegen konnte, bei Ermüdung öfters in die Höhe schob. Er war nämlich während des Schlafens unwillkührlich seitwärts darauf hingesunken, und als ich bemerkte, daß er in dieser Körperlage sanft und ruhiger, als gewöhnlich, fortschlief, so bemühte ich mich, um ihn nicht aufzuwecken, den Fuß möglichst lange still zu halten. Als er erwachte, bat er mich in seinem gebrochenen Deutsch deshalb um Verzeihung, und gab mir zu erkennen, daß er in dieser Lage so erquickend geschlafen hätte. Aus Mitleiden wiederholte ich daher öfters diese Stellung, die ihm so wohlthätig war und forderte ihn alsdann selbst auf, mein Knie als Kopflager zu benutzen, nachdem noch sein Kopfkissen darauf gelegt war.

Am letzten Morgen meines Aufenthaltes in diesem Hospital, bald nach dem Tode meines Nachbars am Fußende, starb auch er, und zwar in der bezeichneten Art auf meinem Knie schlafend. Ich unterhielt mich grade mit dem Franzosen, der mir rechts lag, als ich bemerkte, daß der Athem

Bayerische
Staatsbibliothek
München

meines unglücklichen Pfleglings sich auffallend veränderte, immer kürzer wurde bis er auf einmal ganz stockte. Der Franzose machte durch die Aeußerung: »Mr. l'officier! camerade est mort«! mich aufmerksam. Als ich nach ihm mich umdrehte, fiel der Mann als Leiche auf mein Bett, und ich, selbst zu schwach, um ihn auf sein Bett zurück zu legen, mußte noch in dieser Stellung bleiben, bis nach Verlauf einer Viertelstunde der Arzt ankam, und mit Hülfe des Wärters die Leiche zurückschob. Diese beiden Todesfälle am letzten Morgen meines Aufenthaltes im Sixter-Hospitale, nach einer ruhelos verlebten Nacht, prägten sich schmerzlich tief meiner Erinnerung ein. Doch mein günstiges Schicksal führte mich nun freundlicheren Verhältnissen entgegen. Es war, als wollte es mich für die überstandenen Leidenstage reichlich entschädigen.

Der Stadt-Chirurgus verkündigte mir, daß sogleich eine Sänfte ankommen würde, um mich in das Dom-Hospital zu bringen und daß ich auch dort unter seinen Händen bleiben würde. Auf meinen Einwand, daß ich noch etwas länger hier zu sein wünschen müßte, weil mir die Hoffnung gemacht sei, in ein Privathaus zu kommen, bedauerte er, dies nicht berücksichtigen zu können,

Bayerische Staatsbibliothek München

weil das Hospital sogleich gänzlich geräumt werden sollte. Ich mußte mich daher fügen, wurde von dem Krankenwärter angezogen, in die Sänfte gebracht, und zum Dom getragen. Da man aber zu dem hier eingerichteten Hospitale nur auf einer ziemlich langen, schmalen und jähen steinernen Wendeltreppe gelangen konnte, so mußte ich die Sänfte verlassen, und mich die Treppe hinauf führen lassen, was natürlich in meinem Zustande sehr beschwerlich und langsam von Statten ging. Als ich endlich den Krankensaal erreicht hatte, kam mir der würdige alte Domprobst von Holleuffer, dessen Familie mich Tages zuvor mit ihrem Besuche so hoch erfreut hatte, freundlich mit der Nachricht entgegen, daß er so eben erst vom französischen Commandanten die Erlaubniß erhalten hätte, mich in seinem Hause aufzunehmen und lebhaft bedauere, daß ich durch die beschwerliche Ersteigung der Treppe mich habe vergeblich anstrengen müssen. Man half mir sogleich die Treppe wieder hinabsteigen, und brachte mich in die Sänfte, mit welcher ich in ein Gartenhaus getragen wurde, welches ganz nahe der Domprobstei gelegen, und wohl zu diesem Zwecke vom Domprobst eigens gemiethet war, da in seiner

eigenen Dienstwohnung und bei seiner großen Familie hierzu nicht Raum genug war. Auch befand ich in jenem Gartenhause mich viel ruhiger, als es in seiner an einer vielbesuchten Straße gelegenen Wohnung möglich gewesen, welche ohnedies noch durch die fast täglich wechselnde französische Einquartirung der durchmarschirenden Truppen beunruhigt wurde.

Aufenthalt im Hause des Domprobstes von Holleuffer.

In einem hinreichend geräumigen Zimmer von zwei Fenstern stand ein reinliches Bett, in welches ich sogleich gelegt wurde, und mich um so behaglicher fühlte, als ich hier nichts gewahrte, was mich an das Drückende meiner Gefangenschaft erinnern konnte. Ich sah mich nur von theilnehmenden, für gute Pflege sorgenden Menschen, mehrentheils aus dem gebildeten Stande, umgeben. Ihre Aufmerksamkeit für mich erstreckte sich auch dahin, daß sie denselben Arzt, der mich bisher im Hospital behandelt und mir großes Vertrauen eingeflößt hatte, annahmen, um meine Heilung fortzusetzen, ungeachtet derselbe nicht ihr Hausarzt war. Die mir zugewendete sorgfältige Pflege verbesserte meinen Zustand schon nach Verlauf der ersten vierzehn Tage so weit, daß die Familie meines Wohlthäters, um mir eine aufheiternde Zerstreuung zu verschaffen, sich oft Nachmittags zu einer kleinen Theegesellschaft in

meinem Zimmer versammelte, zu welcher auch die Mitglieder befreundeter Familien, namentlich die des Domdechanten von Krosigk und des Domactuarius Schmidt häufig eingeladen wurden. In diesen Gesellschaften wurde alle heitere Laune aufgeboten, um mich das Unangenehme meines Schicksals vergessen zu machen. Unter den drei Familien kam eine Verabredung zu Stande, nach welcher eine jede derselben abwechselnd für einen Tag meine Verpflegung übernahm. Seitdem wurde ich mit den ausgewähltesten Speisen und Getränken überhäuft, indem die Familien hierbei wetteiferten. Ich mußte, um die freundlichen Geber nicht zu verletzen, zum Genusse derselben häufig fast mich zwingen, da meine Eßlust noch nicht sehr rege und mir Enthaltsamkeit vom Arzt vorgeschrieben war. Ueberbracht wurden mir Speisen und Getränke nicht selten durch die freundlichen Töchter jener Familien selbst, welche bei solcher Gelegenheit zugleich theilnehmend nach meinem Befinden sich erkundigten und mit Neuigkeiten, deren in der damaligen bewegten Zeit sich viele und fast täglich verbreiteten, mich angenehm zu unterhalten bemühten.

Da ich durch die Gefangenschaft meine ganze

Habe, die sich in dem Regiments-Equipage-Wagen befand, verloren hatte und an Kleidungsstücken, besonders an Wäsche Mangel litt, so wurde auf die zarteste Art schnell und reichlich auch für dieses Bedürfniß gesorgt, indem man mich mit den schönsten Civilkleidern und der feinsten Wäsche ausrüstete, die letztere sogleich mit meinem Namen sauber gezeichnet. Gewöhnlich wurden solche Dinge, wenn ich schlief, mir unbemerkt ins Zimmer gelegt, daher ich nie erfahren konnte, wer die freundlichen Geber waren, und dann wollte Niemand von denselben sich dazu verstehen, meinen lebhaften Dank anzunehmen.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts hier, erfuhr ich, daß die Familie des Domprobstes ihre Begeisterung für die preußischen Kämpfer auch noch anderseits bethätigte, indem sie einen Officier, den Lieutenant von Petry, und sechs Gemeine meines Regiments, welchen am Tage des Gefechtes der Rückzug abgeschnitten wurde, in ihrem Hause schon seit mehreren Tagen versteckt hielt. Sie hatten nemlich um der Gefangenschaft zu entgehen, als sie die Saale-Brücke nicht mehr erreichen konnten, sich in ein kleines Gebüsch am Ufer, einige hundert Schritte unter-

halb der Brücke, geflüchtet. Hier blieben sie zwar dem Feinde verborgen, aber als sie die erste Nacht und den ganzen folgenden Tag, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, in diesem Schlupfwinkel zugebracht hatten, wurden sie vom Hunger zu stark gemahnt. Daher einer der Gewandtesten, nachdem er sich so viel als möglich aller äußeren Kennzeichen des preußischen Soldaten entledigt hatte, in die benachbarte Risch-Mühle ging, dem Müller vertrauungsvoll den Versteck anzeigte und ihn um etwas Brod bat. Glücklicherweise fand er in demselben einen menschenfreundlichen Mann, welcher bereitwillig das erforderliche Essen selbst hinbrachte, dieses noch öfters wiederholte, und die möglichste Mitwirkung zu ihrer Befreiung versprach.

Zu diesem Zwecke gab er dem Domprobst Nachricht, und als sich derselbe zum vorläufigen Verstecken der Mannschaft in seiner Behausung sogleich bereit finden ließ — indem die Lage der Mühle dazu wenig sich eignete, so wurden dem Officier und den Soldaten am dritten Tage beim Dunkelwerden die nothdürftigsten Bürgerkleider besorgt, die abgelegten Montirungsstücke sogleich in die Saale versenkt und alle, mit Zwischenräu-

men von Viertelstunden, einzeln in die Wohnung des Domprobstes geführt. Mitten durch die dort befindliche französische Einquartirung führte man sie unter dem Schutze der Dunkelheit in eine abgelegene Dachkammer, und versah sie mit den nöthigen Bedürfnissen und Nahrungsmitteln. Nachdem sie unter thätiger Mitwirkung des Domprobstes und seiner gut preußisch gesinnten Freunde besser gekleidet worden waren, wurden sie während der Nacht, als Alles schlief, stille aus ihrem Versteck entlassen, um ihre weitere Sicherheit selbst zu suchen.

Am zweiten Abend meines Aufenthaltes im Gartenhause, wurde mir diese Geschichte von der Frau des Domprobstes erzählt, mit dem Bemerken, daß die nächste Nacht zur Entlassung ihrer Gefangenen bestimmt sei, daß der Lieutenant von Petry mich aber noch zuvor zu sehen und zu sprechen wünsche, und daher bald bei mir sein würde. Bald darauf trat er auch bei mir ein und wir erfreuten uns des Wiedersehens nur kurze Zeit, worauf er und fünf Soldaten in der Nacht von Merseburg abgingen. Später erfuhr man, daß sie, begünstigt von ihrer gänzlich unkenntlichen Tracht, glücklich die Linien der französischen Armee

überschritten und die preußische erreicht hatten, wo sie in ihrem Regimente den Krieg weiter mitmachten. Der sechste Soldat jener Abtheilung mußte wegen eines Fußübels zurückbleiben; er wurde mir zur Bedienung gelassen und in das Gartenhaus einquartirt.

Während der ersten Woche meines Aufenthalts im Gartenhause war ich so schwach, daß ich mich im Bette nicht umzudrehen vermochte; dieses mußte daher immer durch meinen Diener und häufig mittelst untergeschobener Handtücher bewerkstelligt werden. Aber in Folge der mir zugewendeten sorgsamsten Pflege, besserte sich mein Zustand bald wieder; ich fühlte jeden Tag die Zunahme meiner Kräfte, und um bei diesen günstigen Umständen noch durch den Genuß der angenehmen Frühlingsluft gestärkt zu werden, wurde ich nun öfters, nach ärztlichem Rath, auf einen Armstuhl gesetzt und in den Garten getragen, wo ich nicht lange allein blieb, indem sich meine Wohlthäter oder Wohlthäterinnen, besonders an den Nachmittagen, häufig einfanden, und durch die Aeußerungen ihres Frohsinns mich erheiterten.

Als eines Tages auch die Frau Domprobstin mich im Garten begrüßte, stellte sie mir eine schon

bejahrte Dame, die Frau Majorin von Seydewitz, als Verwandte vom Lande vor. Ihr ehrwürdiges Ansehen, gehoben durch die schneeweißen Haare, die Rührung im Blick, womit sie ihre freundliche Theilnahme gegen mich äußerte, flößten mir sogleich das kindlichste Vertrauen gegen sie ein. Später erfuhr ich, daß die Farbe des Kragens an meinem Militair-Ueberrocke, sogleich ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Die ziegelrothe Farbe war nämlich damals noch das eigenthümliche Abzeichen der vier ostpreußischen Infanterie-Regimenter, und da die alte Dame um einen ihr sehr lieb gewesenen Enkel, den Hauptmann von Rohr trauerte, welcher beim dritten ostpreußischen Infanterie-Regiment gestanden hatte und erst vor wenigen Monaten gestorben war, so wurde ihre Trauer beim Erblicken der Farbe meines Rockkragens von Neuem erregt. Da sie vermuthete, daß ich mit ihrem Enkel bei demselben Regimente gestanden, fragte sie mich sogleich, ob ich ihn gekannt habe. Ich bejahte dies und konnte ihr zugleich manches Genauere über seinen Tod, welcher im Februar in Elbing erfolgt war, mittheilen; unter andern, daß ich mit demselben im Infanterie-Regiment Nro. 1 den Feldzug von 1812 im Yorkschen Corps zusammen gemacht hatte,

und daß er, als ein tüchtiger Mensch und Officier von allen seinen Kameraden geliebt und geachtet war. Diese Mittheilungen erweichten die alte Dame in hohem Grade; sie zeigte die schmerzlichste Trauer um den von ihr so hoch geliebten Enkel und verließ mich bald. Beim Abschiede dankte sie mir aber noch in den herzlichsten Ausdrücken für die ihr gemachten Mittheilungen, wünschte mir die baldigste Genesung, und lud mich ein, sie auf ihrer ländlichen Besitzung, dem Rittergute Scortleben, drei Stunden von Merseburg, zu besuchen, sobald mein Zustand dies erlauben würde; sie bat zugleich die Frau Domprobstin dringend, ihr Nachricht hierüber zu ertheilen, damit sie vom französischen Commandanten die Erlaubniß hierzu erbitten und mir einen recht bequemen Wagen zur Abholung schicken könnte.

Auf diese Art verlebte ich die Zeit bis zur Mitte des Juni, im Gartenhause recht angenehm und da ich, bei der Abgelegenheit desselben keine französischen Soldaten zu sehen bekam, während solche fast täglich durch Merseburg zogen, so vergaß ich oft mehrere Tage, daß ich mich in dem drückenden Verhältniß der Kriegs-Gefangenschaft befand. Bei der unermüdlich sorgfältigen Pflege

von Seiten des Arztes und meiner zahlreichen Wohlthäter, besserte sich mein Befinden täglich, obgleich die Schußwunde selbst offen erhalten werden mußte, weil sich noch eine Menge kleiner Splitter des Rückgratknochens in derselben befanden.

Während der Zeit meines Aufenthalts im Gartenhause, in der letzten Hälfte des Monats Mai, trug in der Stadt Merseburg sich etwas zu, was auch zugleich mich lebhaft ergriff. Als nämlich der Kriegs-Schauplatz sich schon längst auf dem rechten Ufer der Elbe, in ansehnlicher Entfernung von Merseburg befand, und die Stadt ganz von Truppen entblößt war, weil Alles der französischen Armee nachrückte, trieben preußische und russische Parteigänger ihr Wesen im Rücken derselben, indem sie Couriere aufhoben, Städte brandschatzten und besonders die französischen Etappen-Commandanten in Schrecken setzten. Von einem solchen Corps rückte zur bemerkten Zeit, in einer mondhellen Nacht, ein aus preußischen Husaren und aus Kosacken zusammengesetzter Streifzug, etwa dreißig Pferde stark, unvermuthet in Merseburg ein und ließ sich von einem Nachtwächter zur Wohnung des französischen Commandanten führen, um denselben aufzuheben. Er hatte sein Quartier

im Gasthof zur Sonne am Marktplatze, dem nemlichen, in welchem ich am 28. April einquartirt gewesen war. Mehrere Reiter pochten stark an die verschlossene Hausthür, aber die Wirthin, hiervon aufgeweckt, erkannte bald die russische Sprache, und verbot daher das Oeffnen der Thüre; um sich nicht später unangenehmen Verantwortlichkeiten auszusetzen, wartete sie lieber gewaltsame Maßregeln ab. Man suchte nun die Hausthür einzuschlageü. Der im obern Stock wohnende Commandant, ein Oberst von Morandini, Corse von Geburt, von dem Lärm erweckt, eilte ans Fenster, um die Ursache zu erforschen, erkannte beim hellen Mondlichte zu seinem Schrecken sogleich die Kosacken, und hörte auch bereits die Hausthür öffnen und nach seiner Wohnung fragen. Jetzt war keine Zeit, sich anzuziehen, er konnte nur auf augenblickliche Flucht denken. Auf der großen Haustreppe konnte es nicht mehr unbemerkt geschehen; er flüchtete daher im Hemd, wie er das Bett verlassen hatte, in das geheime Gemach, wohin eine kleine Treppe herunterführte, und riegelte dessen Thüre inwendig zu. Unterdessen durchsuchten Husaren und Kosacken seine Zimmer. Da er nun mit Recht besorgte, daß

sie auch seinen Schlupfwinkel durchsuchen würden, entschloß er sich rasch zur Flucht durch das geheime Gemach. Dies glückte; seine Angst aber, hier entdeckt und gefangen zu werden, zeigte sich später als unnöthig, da seine Feinde, als sie ihn nirgend finden konnten, sich damit begnügten, manche seiner Sachen, namentlich auch seine Equipage, als gute Beute mitzunehmen und die Stadt wieder zu verlassen.

Als darauf die Gastwirthin mit ihren Leuten den Commandanten in allen Winkeln des Hauses suchte, um ihm anzuzeigen, daß alle Gefahr für ihn vorüber sei, war er nirgends zu finden. Zuletzt fiel man auf das geheime Gemach; aber es war verriegelt. Man ließ es gewaltsam öffnen, und nun zeigte sich sogleich, welchen Weg der Entflohene gewählt. Am folgenden Tage erfuhr man von Landleuten, daß der Unglückliche im Hemd, natürlich sehr beschmutzt, in einem Dorfe eine halbe Meile von Merseburg angekommen war und die hier stehenden zwei Gensdarmen aufgesucht hatte, durch ihre Hülfe auch bald mit Bauernkleidern versehen worden war und ein Fuhrwerk erhalten hatte, mit welchem er sogleich nach Leipzig abgereist war. Seitdem verliefen vierzehn Tage, ohne daß

man von ihm auch nur das Geringste in Merseburg erfuhr. Man dachte schon, er würde nicht wieder auf seinen Posten zurückkehren, als er plötzlich neu equipirt wieder einrückte, nun aber sogleich ein andres Quartier bezog, über den ganzen unangenehmen Vorfall jedoch mit Niemanden sprach.

Selbst später, als ich durch die Verhältnisse gezwungen, mit diesem Manne häufig, fast täglich mich unterhielt, berührte er diese Sache niemals im Entferntesten, und mir gebot natürlich die Klugheit, ebenfalls nicht das Geringste darüber gegen ihn zu äußern. In jener Nacht eilten mehrere Bekannte sogleich mit der erfreulichen Nachricht von dem Einmarsche einer Schaar vaterländischer Truppen zu mir, und wie gerne hätte ich dieses Ereigniß benutzt, um mich auf eine leichte Art aus der Gefangenschaft zu befreien; aber mein damaliger Zustand machte dieses leider unmöglich.

Schon wenige Tage nach seiner Rückkehr, als der Domprobst hörte, daß der Commandant sich im neuen Quartier sehr mißfiel, entschloß sich derselbe, ihm einige Zimmer in seiner Wohnung anzubieten, um sowohl durch diese Annäherung auf das in den Händen des Commandanten liegende Schicksal der Stadt vortheilhaft einwirken zu

können, als wohl auch aus wohlwollender Rücksicht für mich. Der Commandant, welcher das Erbieten gern annahm, fand in diesem Hause die zuvorkommendste Aufnahme, wurde häufig in die Familienzirkel gezogen, worin er sich wohl gefiel, und äußerte dem Domprobst dafür seine dankbarste Erkenntlichkeit. Eine Folge dieses guten Vernehmens war bald ein persönlicher Besuch, welchen der Commandant mir machte, und mir hierbei seine freundlichste Theilnahme äußerte. Später wiederholte er diesen Besuch öfter, setzte sich zu mir ans Bett und erzählte mir Vieles von den kriegerischen Thaten der französischen Armee, insbesondere von der Größe Napoleons, dessen Landsmann zu sein, er sehr stolz war.

Dieser Mann war damals etwa fünfzig Jahre alt, braun mit dunklem Haar und, wie die meisten Südländer, in hohem Grade lebhaft und jähzornig. Selbst Familien-Vater, wie er mir öfters erzählte, und schon viele Jahre von seiner auf einem Landgute in Corsika wohnenden Gattin und den Kindern getrennt, sehnte er sich sehr nach dem Frieden, um zu seiner Familie zurückkehren zu können. Sehr empfänglich für jeden Beweis von Anhänglichkeit und Vertrauen, bemühte er sich gern,

seine Dankbarkeit dafür zu bethätigen, und da ich natürlich auch meinerseits nichts versäumte, ohne Wegwerfung, ihm, der mein nächstes Schicksal in Händen hatte, achtungsvoll und mit gleichmäßiger Freundlichkeit zu begegnen, so wurde er mir bald gewogen. Er sprach unbeschreiblich gern und viel; ich hörte ihm geduldig zu. Eine große Leidenschaft hatte er für das Piquet-Spiel; auch dieser gab ich, freilich ungern, nach, indem ich, so oft er es wünschte, mitunter drei bis vier Stunden lang, ununterbrochen — jedoch nicht um Geld, weil ich keines besaß — mit ihm spielte. Ich wurde ihm so täglich lieber, und hatte mich mancher Beweise seines Wohlwollens zu erfreuen. So viel er konnte, erleichterte er mir nicht nur mein unangenehmes Gefangenschafts-Verhältniß, sondern zeigte mir zuletzt sogar Wege, demselben glücklich zu entkommen.

Als gegen die Mitte des Juni die Frau Majorin von Seydewitz durch die von Holleuffersche Familie gelegentlich die Nachricht erhalten hatte, daß meine Genesung bereits so weit vorgeschritten sei, um die kurze Fahrt nach Scortleben, nach dem Ausspruche des Arztes, ohne Gefahr machen zu können, kam die würdige Dame

zum Besuche nach Merseburg, erbat vom französischen Commandanten die Erlaubniß zur Verlegung meines Aufenthaltes nach ihrer ländlichen Besitzung, und erhielt dieselbe sehr bereitwillig. Damit ich hier aber auch gegen jede Unannehmlichkeit von Seiten französischer Einquartirung, hauptsächlich der Gensd'armen, welche häufig auf dem Lande Revision halten mußten, hinreichend geschützt wäre, stellte er noch ein schriftliches Zeugniß aus, und übergab ihr dasselbe. Ich bewahre es im Originale noch immer als Andenken an jene mir so denkwürdige Zeit; es lautet folgendermaßen:

Place de Merseburg. Monsieur de W., officier Prussien blessé, resté à Merseburg sous sa parole d'honneur, est authorisé à demeurer jusqu'à nouvelle ordre chez Madame Seydewitz, sa parente, à Scortleben.

Merseburg, ce 18. juin 1813.

L'officier superieur commandant la place.

Morandini.

Wenn ihm vielleicht auch wohl bekannt war, daß ich mit der Frau von Seydewitz gar nicht verwandt sei, so bezeichnete er mich doch als ihren Verwandten, um seine Erlaubniß gegen andere Behörden hierdurch mehr zu rechtfertigen.

Aufenthalt auf dem Rittergute Scortleben bei Merseburg.

Ein bequemer Wagen holte mich von Merseburg ab. Ich wurde mit großer Vorsicht unter Aufsicht meines Arztes hineingehoben, in Betten gepackt und langsam gefahren. Der Arzt begleitete mich auf die Bitte der Frau Majorin von Seydewitz bis Scortleben und behielt mich auch hier in seiner Obhut, indem er mich wöchentlich ein bis zweimal besuchte, und das Erforderliche wegen Behandlung meiner Wunden anordnete. Meine Wohlthäterin war unermüdlich bedacht, mir den ländlichen Aufenthalt so angenehm, als möglich, zu machen. Sie behandelte mich mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit und Fürsorge. Selbst später, als ich in der Schlacht bei Leipzig abermals verwundet wurde, nahm sie sich meiner mit der aufopferndsten Liebe an. Ich war so glücklich, ihre mütterliche Zuneigung im vollsten Maße zu gewinnen und zahlreiche Beweise davon zu erhalten. Endlich noch bedachte sie mich

mit einem Legate von 1000 Rthlr. in ihrem Testamente, als letzten Beweis ihres liebreichen Wohlwollens.

Diese mir unvergeßliche würdige Frau entschlief, 65 Jahre alt, schon im Juni des Jahres 1814; ich wurde im Cantonirungs-Quartiere im Ardennen-Gebirge, durch das Justiz-Amt der Stadt Weißenfels mit dieser Trauerkunde, so wie zugleich mit der durchaus unerwarteten Nachricht über das in ihrem Testamente mir zugefallene Legat überrascht.

Erst nach Verlauf von zwölf Jahren (1826), als ich meine kranke Frau nach Carlsbad begleitete, fand ich Gelegenheit, das liebe Scortleben wieder zu sehen, und der hier verlebten schönen Tage mit Dank gegen die Vorsehung, welche mein Kriegs-Schicksal so gnädig leitete, mich erinnernd, mit meiner Frau zusammen auch das Grab meiner Wohlthäterin auf dem freundlichen Gottesacker von Scortleben aufzusuchen.

Schon nach Verlauf der ersten vierzehn Tage meines ländlichen Aufenthaltes, war die Heilung meiner Wunden so weit vorgeschritten, daß ich mit Hülfe eines Stocks im anstoßenden Garten langsam umher gehen konnte. Aus dem nahen

Weißenfels fand sich auch häufig Besuch bei der Frau Majorin ein. Ich erinnere mich noch der bekannten Dichterin Louise Brachmann. Sie wohnte in Weißenfels und machte an schönen Tagen öfters zu Fuß die anderthalb Stunden bis Scortleben, indem sie am frühen Morgen an der Saale auf einsamen Fußwegen hinwandelte, in Scortleben über Mittag blieb, und von der gütigen Frau Majorin gegen Abend mit dem Wagen wieder nach Hause befördert wurde. Sie war ziemlich klein, schwächlich und unansehnlich, und machte sich durch eine übertriebene Empfindsamkeit unangenehm. Frau von Seydewitz duldete ihren Besuch aus Gastfreiheit und Mitleiden. Auch Dr. Müllner, der Verfasser der „Schuld", fand sich zuweilen ein. Ich wurde von der Hausfrau stets als ihr Pflegesohn vorgestellt. Und so behandelte mich die vortreffliche Frau auch wirklich, sie gab mir aus dem Schatze ihrer Erfahrungen häufig gute Lehren, welche unvergessen sich mir im späteren Leben noch wohlthuend bewährten.

Die schöne Zeit meines Aufenthaltes in Scortleben sollte indeß nicht lange mehr währen. Der Commandant, der ebenfalls häufig nach Scort-

leben kam, hatte mir zwar die Versicherung gegeben, daß er so lange, als möglich, mich von der Abführung nach Frankreich zurück halten wolle, sowohl mir, als meiner Wohlthäterin zu Liebe, welche auch er hochschätzen gelernt hatte.

Unter dem Oberbefehl des damals in Leipzig commandirenden Herzogs von Padua (des Generals Arrighi) standen alle französischen Etappen-Commandanten in einem gewissen Umkreise, namentlich auch der von Merseburg. Dieser mußte dem Herzoge monatlich einen Bericht von seinem Commandanten-Posten einsenden und darin auch jedesmal des Zustandes der noch im Ort befindlichen Verwundeten und Gefangenen erwähnen. Meinen längern Aufenthalt hier rechtfertigte er zwar bisher noch durch die Anzeige: daß ich noch nicht geheilt und zum Wegbringen nach Frankreich nicht im Stande sei. Aber ein böser Mensch aus Merseburg, um sich an dem Commandanten für eine gegen ihn ausgeübte Strenge zu rächen, klagte denselben beim Herzoge in Leipzig förmlich an und meldete, daß meine Genesung bereits weit genug vorgeschritten sei, daß ich fortgebracht werden könne. Ich sei mit Erlaubniß des Commandanten schon seit einiger Zeit nicht mehr in Merse-

burg, sondern auf einem Landgute, und werde hier vom Commandanten nur aus Privat-Rücksichten zurückgehalten.

Der Commandant erhielt nun ganz unerwartet Befehl: entweder mich sofort nach Frankreich zu schicken, oder durch ein Zeugniß eines französischen Militair-Arztes zu beweisen, daß ich augenblicklich die Reise noch nicht machen dürfe. Eines Tages besuchte mich der Commandant in Seortleben, zeigte mir mit betrübtem Gesichte den Befehl, ließ mich selbst lesen, und verlangte, daß ich möglichst bald nach Merseburg komme, um den Zustand meiner Wunde vom dortigen Militair-Arzte untersuchen zu lassen, wo er denn hoffe, daß meine Unfähigkeit, schon jetzt nach Frankreich gebracht zu werden, bestätigt, so wie auch die von ihm bewilligte Erlaubniß zum Aufenthalte auf dem Lande gerechtigt erscheinen würde.

Bald darauf geschah die Besichtigung meiner Wunden durch den französischen Militair-Arzt in Merseburg. Er gab das gewünschte Zeugniß, es wurde mit dem Antrage der Frau Majorin vom Commandanten dem Herzoge eingesendet, der schon nach wenigen Tagen dahin entschied, daß ich unter den obwaltenden Umständen, zwar auf mein Ehren-

wort noch länger in Scortleben verbleiben dürfe, der Commandant aber verpflichtet sei, mich nach Frankreich bringen zu lassen, sobald es mein Zustand gestatten würde. Der Commandant besuchte nun selbst wieder Scortleben, und bezeugte mir seine freundlichste Theilnahme, indem er zugleich im Vertrauen äußerte, daß ich die Fortschreitung meiner Genesung nicht zu stark befördern, mindestens den Besuch von Merseburg vorläufig ganz meiden müsse, damit sein dortiger Feind mich nicht beobachten und neue Veranlassung finden könne, gegen ihn abermals in Leipzig Klage zu führen. Dann tröstete er mich mit der erneuerten Versicherung, daß er seinerseits, so viel als möglich, mich gegen die Abführung schützen wolle.

Seit diesen Vorgängen blieb ich ungestört in meinem ländlichen Aufenthalte noch mehrere Wochen. Während dieser Zeit erhielt Scortleben eine Einquartirung bayerischer Truppen, eine Schwadron Chevauxlegers unter Führung eines Rittmeisters von Albedyhl, mit welchem ich mehrere Monat später unter ganz andern Verhältnissen hier wieder zusammentreffen sollte.

Der zwischen den kriegführenden Mächten ge-

schlossene Waffenstillstand hatte bereits einige Zeit gewährt, als kurz vor dem Zeitpunkte, wo ich Scortleben verlassen mußte, der meuchlerische Ueberfall eines Theiles des Lützow'schen Freicorps beim Dorfe Kitzen, nur zwei Meilen von Scortleben entfernt, statt hatte. Mehrere Flüchtlinge dieses Corps erreichten Scortleben, und fanden hier große Theilnahme und Unterstützung, indem Frau von Seydewitz sie nicht allein sehr gastfrei aufnahm, sondern sie auch, ihrem Wunsche gemäß, während der nächsten Nacht noch bis Halle weiter schickte. Einer dieser Flüchtlinge zeichnete sich durch seine ungewöhnliche Größe und schöne Gestalt aus, er war ein Holländer, und hieß von Bentink.

In der nächsten Nachbarschaft von Scortleben liegt auf dem rechten Ufer der Saale das schöne Rittergut Dölitsch, dessen Besitzer damals ein Graf von Schulenburg war. Mit demselben und mit seiner Familie, so wie auch mit dem würdigen alten Pastor Zahn in Dölitsch, stand die Frau Majorin im freundschaftlichsten Umgange. Pastor Zahn war ein begeisterter Anhänger der Preußen und konnte nie lebhaft genug seine Freude über diejenigen kriegerischen

Vorfälle zu erkennen geben, in welchen die Preußen gesiegt hatten. Die Bekanntschaft dieses biedern Mannes sollte mir bald zum größten Nutzen gereichen.

Der traurige Zeitpunkt, wo ich das schöne Scortleben nun verlassen sollte, nachdem ich dort zehn Wochen angenehm verlebt hatte, und mehrentheils von meinen Wunden genesen war, — vollständig waren sie freilich nicht zugeheilt — trat endlich mit Ablauf des Monats August ein. Der Commandant besuchte mich nemlich wieder und zeigte mir mit bekümmertem Gesichte, eine vom Herzoge empfangene neue Verfügung, durch welche er befehligt wurde, mich ungesäumt auf den Weg nach Frankreich zu senden und die Ausführung zu melden, indem ich, zu Folge der eingezogenen Nachrichten, nun so weit genesen sei. Zugleich wurde dem Commandanten bemerklich gemacht, daß er im Unterlassungsfalle sich der unangenehmsten Verantwortlichkeit aussetzen würde.

Nun war kein weiteres Auskunftsmittel möglich, und ich mußte mich in dieses Schicksal fügen. Seinem Verlangen gemäß, sollte ich schon am folgenden Morgen Scortleben verlassen, nach Merseburg kommen und von da die Reise nach Frank-

reich antreten. Meine liebe Wohlthäterin rüstete mich hierzu reichlicher, als nöthig war, mit schöner Wäsche und Kleidungsstücken aus, und händigte mir beim Abschiede noch eine Börse mit zehn Stück doppelten Friedrichsd'or ein, um nicht Noth zu leiden. Sie entließ mich mit der Aufforderung, jedenfalls ihren fernern kräftigsten Beistand in Anspruch zu nehmen, wenn es mir gelingen sollte, meine Freiheit wieder zu gewinnen.

Am 1. September trennte ich mich mit der größten Wehmuth von meiner unvergeßlichen Wohlthäterin, um nicht ohne Bangigkeit einer trüben Zukunft entgegen zu gehen; für mich war nun eine günstige Fügung so leicht nicht zu hoffen.

Der Commandant, bei welchem ich meine Ankunft in Merseburg sogleich meldete, eröffnete mir, daß ein Hinderniß eingetreten sei, in Folge dessen meine Reise nicht schon am folgenden Tage, sondern erst am 3. September angetreten werden könnte. Die zur Begleitung bestimmten Gensd'armen hatten nämlich eine andre nothwendige dienstliche Beschäftigung. Daß mir dieser kurze Aufschub keinesweges unangenehm war, versteht sich von selbst, ich füllte diese Zeit durch Abschieds-Besuche bei meinen Wohlthätern in Merseburg aus.

Am 2. September Nachmittags lud mich der Commandant ein, zu guter letzt noch einige Partien Piquet mit ihm zu spielen, was sich nicht abschlagen ließ. Ich mußte hierzu in sein Zimmer kommen. Der Waffenstillstand war bereits abgelaufen, die neue Epoche des Feldzuges hatte angefangen und die Franzosen waren von den Verbündeten in mehreren bedeutenden Treffen besiegt. Jedoch hatte man in Sachsen hiervon nur sehr mangelhafte Nachrichten, und diese wurden außerdem unter dem französischen Einflusse von den Zeitungen nur sehr entstellt mitgetheilt.

Da ich nun zum Commandanten ins Zimmer trat, zeigte er mir freudetrunken mit dem Ausrufe: les François sont à Berlin! Bientôt nous aurons la paix! die ihm so eben zugegangene neueste Nummer der Leipziger Zeitung. Mit Schrecken las ich in derselben den vorläufigen aber ausführlichen Bericht eines von den Franzosen über die Verbündeten am 23. August bei Großbeeren erfochtenen Sieges.

Bei der Bestimmtheit dieser Meldung konnte ich nicht ahnden, daß sie durchaus unrichtig wäre; ebenso erging es dem Commandanten, welcher in der freudigsten Aufregung, hauptsächlich wohl we-

gen des, nun zu hoffenden baldigen Friedens, mit lebhaften Schritten im Zimmer auf- und abging, und die Worte: les François sont à Berlin! oft singend wiederholte. Ich aber konnte nur die tiefste Trauer empfinden und bat Gott im Stillen, König und Vaterland zu schützen und zu schirmen.

Während einer Partie Piquet, ohne welche der Commandant nun einmal nicht leben konnte, wurde ich Zeuge eines Auftritts, welcher jene Siegesnachricht sogleich etwas zweifelhaft erscheinen ließ. Ein Gensd'arme meldete dem Commandanten einen aufgefangenen Deserteur, mit dem Bemerken, daß derselbe aus Merseburg zu Hause sei, und im Orte nachtheilige Gerüchte über eine bei Berlin gelieferte Schlacht verbreite, in welcher die Franzosen, nach seiner Behauptung, geschlagen und zerstreut sein sollten. Der Commandant, hierüber sehr erzürnt, ließ den Soldaten eintreten, und ihn über seine Nachrichten durch einen Dolmetscher näher befragen. Er wiederholte seine Meldung und fügte noch bei, daß das sächsische Corps in der Schlacht bei Berlin sich ganz aufgelöset habe, und größtentheils, wie auch er, nach seiner Heimath gegangen sei. Der Com-

mandant nahm jedoch diese Anzeige für eine Beschönigung seiner Desertion, und schickte ihn sofort in Haft. Aber schon nach wenigen Tagen wurde die Richtigkeit der Anzeige des sächsischen Soldaten bekannt, und es stellte sich immer mehr heraus, daß der Leipziger Zeitungs-Bericht nichts als eine freche Lüge war.

Abführung nach Frankreich und Befreiung aus der Gefangenschaft.

Am 3. September Morgens trat ich die mir so verhängnißvolle Transport=Reise nach Frankreich an. Der Commandant krönte seine mir stets bewiesene edelmüthige Zuneigung kurz vor der Abreise noch durch die Einhändigung eines offenen Creditbriefes auf Bankier=Häuser in Nancy und Paris, mit der Aeußerung seines Vertrauens auf meine Rechtlichkeit, daß ich hiervon keinen weitern, als den nöthigsten Gebrauch machen würde. Er übergab mir ferner ein Schreiben an sämmtliche Etappen=Commandanten der Städte, welche ich auf der Reise berühren mußte, worin dieselben auf meine noch offenen Wunden aufmerksam gemacht, und dienstlich ersucht wurden, mich nur in Wagen, die in Federn hingen, weiter befördern zu lassen. Endlich gab er mir noch den Rath, mich dem Schicksale, als Kriegsgefangener nach Frankreich zu kommen, durch die Flucht zu entziehen. Er warnte mich dabei, diese nicht in

Frankreich, sondern nur in Deutschland zu unternehmen, wo ich auf die Hülfe der Landsleute sicherer zählen dürfe. Er bemerkte, daß er, von seinen Vorgesetzten hierzu nicht besonders angewiesen, mich nicht durch die Abnahme des Ehrenwortes an einer solchen Unternehmung habe hindern wollen und fügte hinzu, daß er mich besonders auf die Stadt Eckartsberge, durch welche ich kommen werde, aufmerksam mache, indem es ihm wohl bekannt sei, daß der dasige Etappen-Commandant, ein sächsischer Officier, schon mehreren preußischen Gefangenen auf ihrer Flucht im Geheimen fortgeholfen habe.

Sehr gerührt über die vielen Beweise des edelmüthigsten Wohlwollens, bezeugte ich dem Commandanten meinen lebhaften Dank beim Abschiede. Auch er blieb nicht ungerührt; ich sah Thränen in seinen Augen. Diesen biedern Mann habe ich nie wieder gesehen, auch, ungeachtet aller Bemühungen, niemals das Geringste über sein weiteres Schicksal erfahren.

In einem anständigen Kutschwagen verließ ich Merseburg; zwei Gensd'armen geleiteten mich, indem der eine bei mir im Wagen saß, der andere neben demselben ritt. In Freiburg an der Un-

strut, drei Meilen von Merseburg, wurde in einem Gasthause Mittag gehalten, der Wagen und die Gensd'armen gewechselt und Nachmittags auf dieselbe Art die Reise drei Meilen weiter nach Eckartsberge fortgesetzt, woselbst ich die Nacht blieb. Nicht ohne große Spannung meldete ich mich hier im Etappenbüreau und wünschte, den Commandanten kennen zu lernen, um die vom Merseburger Commandanten mir gegebenen Winke zu benutzen; aber zu meinem Verdruß erfuhr ich, daß derselbe auf einige Tage verreiset sei, und ein Secretair einstweilen seine Geschäfte versehe. Es schien mir zu gewagt, diesen meine Absicht merken zu lassen, ich unterließ es daher und bat ihn nur um die Anweisung auf Nachtquartier in einem Gasthause des Städtchens.

Bald nach meiner Ankunft in demselben erschien auch schon ein Gensd'arme, welcher zu meiner Bewachung sich die Nacht über im Nebenzimmer aufhielt; sonderbarer Weise hatte man eine solche Vorsicht früher in Freiburg, woselbst ich mich mehrere Stunden aufhielt, nicht für nothwendig erachtet.

Am folgenden Morgen, den 4. September, nachdem der im Gasthause aufwartende Kellner

meine Wunden hatte verbinden helfen, wurde die Reise nun ebenso, wie gestern, fortgesetzt. Daß ich schon heute so glücklich sein würde, meine Freiheit zu erlangen, ahnte ich durchaus nicht, als wir von Eckartsberge abreisten. Der Reiserichtung gemäß sollte ich zu Mittag in Weimar ankommen, und das nächste Nachtquartier in Erfurt sein.

Ungefähr eine Meile von Weimar lag ein Gasthaus, ganz entfernt von dem zugehörigen Dorfe an der Landstraße. Der bei mir im Wagen sitzende Gensd'arme war sehr redselig, und erzählte mir, daß wir beim erwähnten Gasthause eine Weile anhalten würden, indem er in demselben wohl bekannt, daselbst guter Wein zu bekommen sei und die Wirthin eine hübsche Tochter hätte. Es wurde daher hier gehalten, in das Gasthaus gegangen und hier sogleich eine Flasche Wein gefordert, die ich mit beiden Gensd'armen gemeinschaftlich trinken mußte; auch der Fuhrmann war in das Gastzimmer gekommen, und ließ sich etwas zum Trinken geben. Die Gensd'armen hatten sich unterdessen in Unterhaltung mit der freundlichen Wirthstochter vertieft und achteten nicht auf mich, als ich für einen Augenblick hinausging, jedoch

noch in keiner andern Absicht, als um nach dem ganz allein stehenden Wagen, insbesondere nach meinem Felleisen zu sehen, da dasselbe von Vorbeigehenden leicht entwendet werden konnte.

Bei dieser Gelegenheit schlenderte ich, mehr aus Langeweile und Mißmuth, als aus anderer Absicht, langsam um das Gasthaus herum, und als ich auf der Rückseite desselben ein nicht entfernt liegendes Dorf gewahrte, durchzuckte mich, wie ein Blitz, der Gedanke, daß jetzt meine Flucht leicht möglich sei, indem ich das nur 5 bis 600 Schritte entfernte Dorf und einen Schlupfwinkel in demselben, wohl erreicht haben könnte, bevor die im Zimmer sich unterhaltenden Gensd'armen meine Flucht bemerkt und gehindert haben würden. Diesen kühnen Gedanken auffassen und ohne weitere Ueberlegung sofort ausführen, war das Werk eines Augenblicks. Meine Equipage ließ ich hierbei gerne im Stiche, den Gensd'armen als Ersatz für die Unannehmlichkeiten, welche meine Flucht ihnen zuziehen mußte. Hinreichendes Reisegeld, und eine gute Landkarte hatte ich in der Tasche, und konnte daher diese Unternehmung um so dreister wagen. Ich lief so schnell querfeldein als meine noch offenen Wunden es erlaubten, in der

Richtung des bemerkten Dorfes und sah nur öfters zu meiner Beruhigung rückwärts nach dem Gasthause, wo sich noch Niemand zeigte, der meinen Weg etwa beobachten könnte. In der aufgeregtesten Stimmung erreichte ich nach wenigen Minuten gücklich das Dorf, und schlüpfte schnell in das nächste Haus, um hier jedem vom Gasthause aus etwa spähenden Blicke sobald, als möglich, entzogen zu sein. Im nämlichen Augenblicke, als ich das Haus betrat, beruhigte mich ein letzter Rückblick nach dem Gasthause, daß meine Flucht unbemerkt geblieben war.

Das Haus war ganz erwünscht, eine kleine ärmliche Bauernhütte, wie man dergleichen in Sachsen an den Ausgängen der Dörfer sie wohl findet; ihre Einwohner besitzen kein Ackerland, sondern gewöhnlich nur ein kleines Gärtchen zunächst dem Hause, und ernähren sich entweder durch ein Handwerk oder Tagelöhner-Arbeiten. Ich fand in der Hütte ein schon ziemlich bejahrtes Ehepaar, gegen welches ich meinen Eintritt sogleich damit entschuldigte, daß ich von der Hitze des Tages sehr angegriffen sei, und zur Stillung meines Turstes um ein Glas Milch bäte. Die Leute, welchen ich zugleich ein Geldstück hinhielt,

waren sogleich bereit, mir das Verlangte zu reichen, welches ich, hauptsächlich, um Zeit zu gewinnen, mich auf eine Bank setzend, langsam trank. Sie waren über so ungewöhnlimen Besuch ziemlich verwundert, und fragten, wo ich herkäme, wo ich hinwolle, warum ich, wie ein Herr gekleidet, denn zu Fuß reise? Sie sagten ferner, warum ich nicht lieber in dem großen Gasthause eingekehrt sei, welcher sich im Dorfe befinde, und wo man alle Speisen und Getränke haben könne.

Auf diese verfänglichen Fragen zu antworten, ohne mich den Leuten selbst nicht verdächtig zu machen, mußte ich alle mögliche Vorsicht beobachten; denn mich ihnen ganz offen zu vertrauen, konnte ich nicht wagen. Ich mußte daher eine Nothlüge ersinnen, und erzählte ihnen, mit Rücksicht auf den Plan meiner weitern Flucht, daß ich aus der Gegend von Weimar herkommend nach Freiburg gehe, das Dorf bereits durchschritten habe, ohne das Gasthaus zu bemerken, und den Weg dahin nicht zurückmachen wolle, daher, um meinen Durst zu löschen, in ihr Haus, als das letzte des Dorfes, eingetreten sei. Ihre Frage, warum ein solcher Herr, wie

ich sei, denn zu Fuße, und nicht zu Wagen, reise, beantwortete ich mit der Bemerkung, daß Fußreisen auf kleine Entfernungen angenehmer, auch die Landstraßen jetzt bei den steten Truppenmärschen zu unsicher wären. Mit Rücksicht hierauf bat ich sogleich den Wirth, mir einen Fußweg nach Freiburg zu bezeichnen, und trug die Namen der zu berührenden Dörfer, in meine Schreibtafel ein. Doch bemerkte er, daß sich die Landstraße nicht ganz vermeiden lasse, sondern etwa anderthalb Stunden weit begangen werden müsse. Da die Wirthin in ihrem kleinen Kamine grade das Mittagessen kochte, so fragte ich sie, freilich nicht aus Hunger, sondern nur, um meinen Aufenthalt in diesem Zufluchtsorte möglichst zu verlängern — ob ich für Bezahlung auch etwas Essen von ihr erhalten könne.

Immer nur darauf bedacht, meinen Aufenthalt hier zu verlängern, vielleicht bis zum Abend, wo ich unter dem Schutze der Dunkelheit sicherer und ruhiger meinen Marsch fortsetzen konnte, bemühte ich mich während des Essens, in freundlicher Unterhaltung das Vertrauen und die Zuneigung der beiden Alten zu gewinnen. Im anstoßenden Gärtchen einen schattigen Baum wahrnehmend, erbat

ich die Erlaubniß, unter demselben eine kleine Mittagsruhe halten zu dürfen, damit ich gegen Abend, wenn es nicht so warm sei, meine Fußreise mit geringerer Anstrengung fortsetzen möchte. Diese Bitte wurde gern gewährt, die alte Mutter brachte mir sogar ein Kissen heraus, um bequemer zu ruhen; zugleich bot sie mir eine Tasse Kaffee an, welchen sie unterdessen bereiten wolle, was ich dankend annahm. Hier unter dem Baum liegend, seit meiner Flucht zum ersten Mal mir selbst überlassen, dankte ich in inbrünstigem Gebete Gott für meine glückliche Befreiung, zog dann meine Landkarte aus der Tasche, und entwarf meinen weitern Reiseplan, in der Richtung nach dem mir so lieben Scortleben, wo ich mit Sicherheit auf weitere Hülfe zählen konnte. Dann erquickte ich mich durch einen süßen Schlaf im kühlenden Schatten des Baumes.

Gegen fünf Uhr Nachmittags, weckte mich die Alte mit der Meldung, daß der Kaffee fertig sei. Das behagliche Gefühl läßt sich nicht schildern, mit welchem ich mein Lager verließ; die Schmerzen meiner Wunden, welche durch das schnelle Laufen vom Gasthause bis zum Dorfe sich bedeutend vergrößert hatten, und mich um die Möglich-

keit meiner Reise zu Fuße ernstlich besorgt machten, hatten während dieser Ruhe sehr abgenommen. Dabei empfand ich die Seligkeit der Freiheit um so süßer, nachdem, durch die Ruhe, die erste geistige Aufregung gemäßigt war. Ich hörte nicht, daß mich Jemand gesucht habe, konnte daher hoffen, daß die mich etwa Verfolgenden eine andre Richtung genommen hätten. In dieser freudigen Stimmung des Gemüthes, trank ich nicht ohne Begierde den Kaffee, obgleich derselbe hinsichtlich der Zubereitung manches zu wünschen ließ, und aß mit besserem Hunger, als Mittags, das schwarze Brod und die alte Butter.

Die Sonne war bereits untergegangen, als ich von diesen biedern alten Leuten Abschied nahm, für ihre liebreiche Aufnahme den herzlichsten Dank äußerte, und ihnen einen Thaler gab. Um für dieses in ihren Augen so große Geschenk — (sie versicherten, daß sie in unendlich langer Zeit keinen harten Thaler gesehen, geschweige denn eigenthümlich besessen hätten) — ihren Dank zu bethätigen, forderte die alte Mutter ihren Mann auf, mir den Fußweg zu zeigen, welcher zum nächsten Dorfe durch einen Wald führte und von einem Fremden leicht verfehlt werden konnte, vor-

züglich bei der bereits eingetretenen Dunkelheit. Der Alte ließ sich hierzu gerne bereit finden, führte mich durch den Wald, und entfernte sich erst, als der Weg bis zum nächsten Dorfe nicht mehr zu verfehlen war.

Auf diesem Wege wanderte ich nun fort, kam bald durch das nächste Dorf, ließ das Städtchen Apolda zur Seite liegen und durchschritt mehrere Dörfer während der Nacht, wo Alles im tiefen Schlafe lag. Auf dem freien Felde stand ich oft still, um zu horchen, ob sich nicht ein verdächtiges Geräusch in meiner Nähe hören ließ, insbesondere der Pferdetrab von den mich vielleicht verfolgenden Gensd'armen. In solcher Besorgniß, welche durch die nächtliche Stille und Dunkelheit vermehrt wurde und meiner einsamen, raschen Wanderung etwas Schauerliches verlieh, konnte ich, so oft ich horchend stille stand, das starke Pochen meines Herzens fühlen, ja sogar deutlich hören.

Als ich auf solche Art, im möglichst schnellem Schritt soviel es meine Wunden zuließen, etwa drei Stunden lang gegangen war, und mich bereits seit einer Stunde auf der großen Landstraße befand, vernahm ich auf einmal zu meinem Schrecken hinter mir den schnellen Trab eines Pferdes. Um

diesem Reiter, wer er auch sein mochte, unbemerkt zu bleiben, lief ich schnell von der Straße in ein anstoßendes Haberfeld und warf mich zur Erde. Kaum lag ich da, so hörte ich schon den Reiter vorbeitraben; daß er ein Soldat war, machte das Klappern seines Säbels kund. Wenn des auch nicht ein mich verfolgender Gensd'arme gewesen, so war ich doch sehr froh, seiner Aufmerksamkeit glücklich entgangen zu sein, da ich ihm in der Nacht als einzelner Wanderer leicht verdächtig erscheinen konnte. Von diesem Vorfall von Neuem sehr aufgeregt, theils auch durch die ungewohnte Anstrengung des Gehens bereits stark ermüdet, hauptsächlich aber bei den abermals heftigen Schmerzen in meinen Wunden, beschloß ich, hier im schützenden Haberfelde eine Weile auszuruhen und ging deßhalb in demselben noch etwa hundert Schritte feldeinwärts weiter. Hier fiel ich bald in Schlaf, und als ich erwachte, sah ich bereits die Sonne aufgehen. Ein böser Traum hatte mich geweckt; ich träumte nemlich, daß ich auf meiner Flucht erkannt und verhaftet, erschossen werden sollte — Bilder, welche auf der nächtlichen, einsamen Wanderung meine Phantasie lebhaft beschäftigt hatten. Mit der Deutlichkeit ei-

nes Fieber-Traumes erblickte ich alle, einer solchen Hinrichtung vorhergehenden Anstalten, insbesondere das Auswerfen des Sandhaufens, auf den ich hinknien sollte. Als ich nun hingeführt wurde, stieß ich den mich dahinleitenden französischen Soldaten, — (es war derselbe magere und lange Soldat, der mir in Merseburg am Tage des Gefechtes die Stiefel auszog, welche ich auf seinen Füßen, an einem besondern Merkmal sogleich wieder erkannte,) — durch Anwendung aller meiner Kraft, vor die Brust, daß er sogleich mich losließ und hinfiel. Ich aber suchte durch schnelles Laufen meine Freiheit. Der Franzose jedoch war schnell wieder aufgesprungen, verfolgte mich, indem er mir öfters zurief, daß er vom hungert zwölften Regiment de la grande armée sei; als er mich wieder eingeholt hatte und anfassen wollte, war ich erwacht. Dieses Traumbild hatte meine Phantasie so lebhaft erregt, daß es mich noch beschäftigte, als ich bereits erwacht war, ich mußte mich ernsthaft sammeln, um mich von dessen Richtigkeit und von meiner unverlorenen Freiheit zu überzeugen.

Ich spähte dann umher, ob Niemand meinen Aufenthalt bemerken könnte, zu welchem Zwecke

ich mit unbedecktem Kopfe mich nur so weit, als nöthig, aus dem Haber in die Höhe hob, um nicht gesehen zu werden. Als ich keinen Menschen in der Nähe bemerkte, entschloß ich mich, die Stelle zu verlassen und auf der gradesten Linie querfeldein nach einem Dorfe zu gehen, welches ungefähr eine Viertel-Meile entfernt lag. Hier wollte ich, wo möglich, etwas frühstücken und mich erkundigen, welches der kürzeste Weg nach Freiburg sei. Auf diesem Wege nach dem Dorfe zu, lagen aber mehrere Feldgräben, welche ich durchwaten mußte, weil der Zustand meiner Wunden nicht erlaubte, wie ich sonst wohl gethan hätte, hinüber zu springen.

Als ich mich dem Dorfe bereits genähert hatte, wurde die Viehheerde ausgetrieben. Durch freundlichen Morgengruß knüpfte ich mit dem Hirten ein Gespräch an, erfuhr von ihm, daß am andern Ende des Dorfes eine Schenke sei, und daß ein kleiner aber näherer Weg, den er mir bezeichnete, vom Dorfe aus nach Freiburg führe. Für seine Mittheilungen dankend, setzte ich meine Wanderung fort, durchschritt aber ungerne das ganze lange Dorf, wobei ich die Aufmerksamkeit vieler Einwohner erregte. Am andern

Ende erreichte ich die Schenke, kaufte mir um mich hier nur möglichst kurze Zeit aufzuhalten, ein Fläschchen Schnaps und etwas Butterbrod, und setzte, mit diesen Stärkungsmitteln in der Tasche, ungesäumt die Wanderung fort.

Nach dem vom Hirten erhaltenen Bescheid, verließ ich am Ende des Dorfes den Weg, und verfolgte einen rechts abliegenden kleinen Feldweg nach einem nicht fernen Laubwäldchen. Als ich einige hundert Schritte fortgegangen war, blickte ich zufällig noch einmal nach dem Dorfe zurück, und konnte von hier die Schenke sehen, in welcher ich eben gewesen; zugleich erschreckte mich das Erscheinen eines Gensd'armen, welcher im lebhaften Schritt an die Schenke kam, abstieg und hineinging. Da ich in meiner Lage vor jedem Gensd'armen ängstliche Scheu haben, und mich seiner Aufmerksamkeit zu entziehen suchen mußte, so eilte ich zum Wäldchen, indem ich querfeldein mit starken Schritten dahin ging, da ich merkte, daß der Weg, auf dem ich mich befand, erst eine ansehnliche Strecke weiterhin den Wald erreichte. Mit pochendem Herzen erreichte ich den schützenden Wald, blickte nun noch einmal zurück, und sah das Pferd des Gensd'armen nicht mehr

an der Schenke stehen. Ob derselbe nun vielleicht meine Spur verfolgte, oder nicht, war mir jetzt gleichgültig, nachdem ich mich im Walde vor dergleichen Spähern gesichert fühlte.

Hocherfreut, auch dieser Gefahr entgangen zu sein, wanderte ich eine beträchtliche Strecke weiter in den Wald hinein, suchte mir hier ein recht verstecktes Plätzchen, und legte mich aufs Gras, um etwas auszuruhen, eine Stärkung zu nehmen und über den weiter einzuschlagenden Weg meine Landkarte zu Rathe zu ziehen. Zugleich erwog ich, daß die vom Merseburger Commandanten mir mitgegebenen Papiere, in meiner jetzigen Lage mir keinen Nutzen mehr gewähren, sondern gegentheils mich wohl gar verdächtigen könnten, wenn sie bei irgend einer Gelegenheit gefunden würden; ich zerriß sie daher in kleine Stückchen, nachdem ich sie mit stillem Danke gegen den Commandanten für sein Wohlwollen zum letzten Male durchgelesen hatte.

Etwa eine Stunde hatte ich hier ausgeruhet, als ich die Wanderung im Walde, zwar ohne bestimmten Weg, aber in der ungefähren Richtung nach Freiburg zu, fortsetzte. Ich erreichte bald den rechten Saum des Waldes, von wo

ich das freie Feld und die in einiger Entfernung fortlaufende Landstraße nach Freiburg übersehen konnte, die ich jedoch nur im Auge behielt und so lange, als möglich, vermied, während ich stets längs der Waldseite, ohne einen Weg zu benutzen, fortging, um mir nöthigenfalls den sichern Rückzug in den Wald frei zu halten. Ein Holzweg führte mich endlich aus dem Walde heraus, wo ich einige mit der Habererndte beschäftigte Landleute sah. Bei diesen erkundigte ich mich nach dem Wege zum nächsten Dorfe, welches ich in meiner Schreibtafel bemerkt hatte. Ich vermied dasselbe aber, indem ich mir von einem Landmanne die Lage des folgenden Dorfes zeigen ließ und in dessen Richtung querfeldein ging, was nach der damals schon mehrentheils beendigten Aernte nicht beschwerlich war. Meine Ortsscheu wurde nicht bloß durch die Besorgniß vor Verfolgung der Gensd'armen, sondern auch durch den Mangel eines Reisepasses begründet. Ohne solchen war bei der strengen Aufsicht der französischen Behörden, welche allerwärts Spione witterten, das Reisen damals höchst unsicher, erregte mindestens unangenehme Verdächtigungen, und konnte Verantwortungen zur

Folge haben, ungeachtet nicht das geringste äußere militairische Kennzeichen an mir zu entdecken war. An Mittagsessen oder Nachtquartiere wagte ich daher nicht zu denken, so lange mir der Reisepaß mangelte. Ich kaufte mir lieber in den abgesondert gelegenen Schenken etwas Butterbrot und Schnaps, und verzehrte dieses in den Gebüschen, indem ich von den Anstrengungen der Wanderung ausruhte. Ebenso brachte ich einige Stunden der Nacht in einem Gebüsche zwischen Eckartsberge und Naumburg zu.

Am folgenden Morgen den 6. September, fühlte ich mich durch die Ruhestunden im Walde sehr erfrischt, und empfand auch keine Verschlimmerung meiner Wunden, ungeachtet dieselben schon seit dem Tage, wo ich mich auf der Flucht befand, nicht frisch verbunden waren, weil ich solches nicht allein ohne Hülfe bewerkstelligen konnte. Meinem auf die Karte gegründeten Plane gemäß, überschritt ich die von Naumburg nach Eckartsberge, so wie die von Freiburg nach Naumburg führenden Landstraßen, ging bei einem Dorfe über die Unstrut und erreichte gegen Mittag das sogenannte Luftschiff, ein Gasthaus, welches am Wege von Naumburg nach Mer-

seburg einsam am Fuße eines Berges gelegen ist, von welchem man über die ganze Umgegend eine weite und angenehme Aussicht hat. Von hier bis Scortleben, dem nächsten Zielpunkte meiner Wanderung, hatte ich nur noch zwei Meilen, und weil ich dort nicht vor Abend ankommen wollte, um möglichst ungesehen zu bleiben, so ruhte ich einige Stunden im Garten dieses Gasthauses aus.

Der Weg bis hierher, bei der Hitze des Vormittags, hatte mich stark ermüdet, namentlich mir Blasen an den Füßen verursacht, welche mir das weitere Gehen erschwerten, ich entschloß mich daher, hier eine leichte Fuhre zu miethen. Da die Pferde gearbeitet hatten und noch gefüttert werden mußten, so benutzte ich diese Zeit, mir ein Mittagsessen bereiten zu lassen, welches ich mit um so größerem Hunger verzehrte, als ich seit mehreren Tagen keine warmen Speisen genossen hatte. Mit dem gemietheten Fuhrwerke wurde die kurze über das Schlachtfeld von Roßbach führende Strecke von anderthalb Meilen bis zu dem drei viertel Meilen oberhalb Scortleben an der Saale gelegenen Dorfe Bürgwerben bald erreicht. Diese Gegend kannte ich genau und entließ daher das

Fuhrwerk, hauptsächlich, um die letzte Strecke, ohne das geringste Aufsehen zu erregen, zu Fuße zurück zu legen. Vorher hatte ich jedoch schon erwogen, daß wenn ich auch mit Gewißheit hoffen konnte, in Scortleben willkommen zu sein, ich doch hierbei nothwendig sehr vorsichtig sein müßte, um meiner lieben Wohlthäterin jede Verlegenheit zu ersparen, in welche sie durch meine Zurückkunft später kommen könnte. Alle Menschen in Scortleben kannten mich und mein Schicksal. Leicht konnte Jemand über meine Rückkehr sich unvorsichtig äußern, und dann die Frau Majorin von Seydewitz von Seiten der französischen Behörden zur Verantwortung gezogen werden.

So machte ich es mir zur Aufgabe, Scortleben und meine liebe Wohlthäterin wieder zu sehen, ohne daß ich dabei von den Leuten des Orts bemerkt werde. Zu diesem Zwecke suchte ich die Bekanntschaft des bereits genannten würdigen Pastors Zahne in Dölitsch zu benutzen. Nachdem ich bei Burgwerben über die Saale gesetzt, ging ich gradezu nach Dölitsch und, mit der Oertlichkeit ziemlich bekannt, umging ich das Dorf bis zu der am jenseitigen Ende gelegenen Wohnung des Pastors. Ganz unbemerkt kam ich

durch den Garten in sein Arbeitszimmer. Ich fand, zu meiner Freude, alle Thüren offen, und den Pastor im Zimmer allein. Der ehrwürdige Alte, auf dessen Verschwiegenheit und Unterstützung ich vertrauensvoll rechnen konnte, begrüßte mich mit der freudigsten Ueberraschung und der Versicherung seiner lebhaftesten Theilnahme hinsichtlich meiner Befreiung aus der Gefangenschaft. Ich mußte ihm hierüber sogleich einen flüchtigen Bericht abstatten, und nahm dankbar die freundliche Einladung an, bei ihm zu übernachten. An die Frau Majorin mußte ich, auf sein Verlangen, ein Billet schreiben, worin ich dieselbe von meiner geschehenen Ankunft unterrichtete und sie um Besorgung eines Reisepasses bat. Der Pastor selbst brachte es nach Scortleben und kehrte bald mit einigen Zeilen von der Frau Majorin zurück, worin sie mir die größte Freude über meine glückliche Rückkehr ausdrückte und den Wunsch äußerte, sie noch selbigen Abend zu besuchen, zu welchem Behuf sie ihren treuen Jäger Lutter mitgeschickt hatte. Dieser erwartete mich im Boote auf der Saale und führte mich nun nach Scortleben, wo meine Wohlthäterin und der mir schon von früher

her bekannte Herr Gerichtshalter Schmidt aus Merseburg mich herzlich bewillkommten.

Ein glücklicher Zufall hatte es nemlich so gefügt, daß heute grade ein Gerichtstag in Scortleben gewesen war, und ich daher hier den Gerichtshalter noch antraf, dessen Anwesenheit hinsichtlich der Ausfertigung eines Passes mir von besonderer Wichtigkeit war. Der Gerichtshalter hatte sich hierzu auf den Wunsch der Frau Majorin gerne bereit finden lassen und übergab mir denselben. Er hatte die Unterschrift: „adelich von Seydewitz'sche-Patrimonial-Jurisdiction" und lautete auf den Deconomen Carl Schneider; mein darin bezeichnetes Reiseziel war die Stadt Belzig, auf dem rechten Ufer der Elbe gelegen. Bis zur Erreichung des rechten Elbeufers mußte ich nun das Incognito unter dem im Passe bezeichneten Namen, allerwärts genau zu beobachten suchen. Die Frau Majorin versorgte mich noch in der Eile mit einem kleinen Vorrathe von Wäsche, soviel ich auf der Fußreise, ohne Beschwerde, bei mir tragen konnte, händigte mir auch noch etwas Reisegeld ein, und übergab mir einen Brief an ihren Bruder, den fürstlich dessauischen Oberjägermeister Herrn von Harling

in Dessau, mit dem Bemerken, daß ich meine Reise über Dessau einrichten und dort von der Empfehlung Gebrauch machen möchte, welche im Briefe an ihren Bruder für mich enthalten sei.

Nur eine halbe Stunde gestattete sie mir das frohe Wiedersehen in Scortleben, woselbst außer ihrem Jäger, Niemand Kenntniß von meiner Rückkehr erhalten hatte, weil sie bei längerm Aufenthalte, Entdeckung von Seiten der Dienstboten, zu befürchten schien. Ich trennte mich daher von meiner lieben mütterlichen Freundin, mit sehr bewegtem Gemüthe, ließ mich durch den Jäger wieder über die Saale zurückbegleiten und befand mich bald wieder im Arbeitszimmer des Herrn Pastor Zahne in Dölitsch, in welchem unterdessen ein bequemes Bett für mich bereitet worden war.

Am folgenden Morgen, Sonntags den siebenten September früh um sechs Uhr weckte mich mein freundlicher Wirth, und nachdem ich mich schnell angezogen und gefrühstückt hatte, dankte ich ihm und seiner Frau für die herzliche Aufnahme, und trat, mit meinem Päckchen Wäsche unter dem Arme, die Wanderung nach Dessau an. Im Besitze eines gültigen Reisepasses konnte ich jetzt in viel ruhigerer Stimmung, als früher, reisen. In

der mir sehr wohl bekannten Gegend zwischen Merseburg und Lützen, welche beide Städte in einiger Entfernung deutlich sichtbar waren, wanderte ich fort, überschritt später die von Merseburg nach Leipzig führende große Landstraße bei einem allein liegenden Gasthause, und ging noch bis zum Dorfe Vogrütz, welches unweit dem Städchen Landsberg gelegen ist. In der Dorfschenke, wo ich übernachtete, mußte ich schon meinen Paß vorzeigen.

Am folgenden Morgen ging die Reise weiter über Zörbig — woselbst ich nur wenige Tage vor dem unglücklichen Merseburger Gefechte mit meinem Regimente in Quartier stand, mich daher hier nicht aufhielt, um nicht vielleicht erkannt zu werden — nach dem Städtchen Radegast. Von hier hatte ich bis Dessau noch drei Meilen und miethete, um heute noch bis dahin zu kommen, hauptsächlich aber, um erst Abends unbemerkter einzutreffen — denn ich erfuhr, daß Dessau eine starke Besatzung französischer Truppen hatte — ein Fuhrwerk, mit dem ich nach wenigen Stunden in die Nähe von Dessau gelangte. Im Park vor dem Thore entließ ich das Fuhrwerk, suchte im Gebüsch einen abgelegenen, aber von mir leicht

wieder aufzufindenden Platz, woselbst ich mein Päckchen versteckte, um den Franzosen auf diese Weise nicht als ein Reisender, sondern nur als ein Spaziergänger, daher minder verdächtig, zu erscheinen, und erreichte nun längs dem freundlichen Park fortwandernd, bald das Thor der Stadt Dessau.

Vor demselben fand ich aber gegen meine Erwartung, eine französische Cavallerie-Vedette mit dem Pistol in der Hand, und erfuhr bald zu meiner innigen Freude, daß die Franzosen jeden Augenblick den Uebergang über die Elbe fürchtend, sich durch die Ausstellung von Vorposten um die Stadt, gegen einen Ueberfall gesichert hatten. Zwei Lanciers bildeten die Vedette und hatten sich etwa hundert Schritte vom Thore entfernt auf beiden Seiten des Weges aufgestellt. Zu meiner Beruhigung fand ich hier viele Herren und Damen lustwandeln, und konnte mich daher um so unbemerkter, als bloßer Spaziergänger unter dieselben mischen. Auf diese Weise ging ich mit pochendem Herzen zwischen den beiden Lanciers hindurch, ohne von ihnen sonderlich bemerkt zu werden.

Ich erfuhr später, daß diese Vorsicht sehr

zweckdienlich war, indem jeder ankommende Reisende zum Stadt-Commandanten gebracht wurde, hier seine Unverdächtigkeit nachweisen und seine Wohnung in der Stadt genau angeben mußte, damit alle seine Schritte durch die Polizei aufmerksam beobachtet würden. Wenn ich auch durch den Paß meine Unverdächtigkeit beweisen konnte, so hätte doch die polizeiliche Beobachtung meinen gütigen Hauswirth sehr belästigt, (um so mehr, da derselbe in dieser Beziehung sehr ängstlich war) und meine weiteren Unternehmungen unangenehm beschränkt.

In Dessau auf solche Weise glücklich und unbemerkt angekommen, als sich der Tag bereits zu Ende neigte, begegnete ich in den freundlichen Straßen dieser Stadt einer Menge französischer Soldaten von allen Waffen. Ich erfragte bald die Wohnung des Herrn Oberjägermeisters von Harling, die sich in der Nähe des Zerbster Thores befand. Nachdem ich mich als Oeconom Schneider durch seinen Diener hatte anmelden lassen, wurde ich in sein Zimmer geführt und übergab ihm den aus Scortleben mitgebrachten Brief. Als er denselben gelesen hatte, erklärte er mir, daß der Zeitpunkt zum Ueberschreiten der

Elbe jetzt zu ungünstig sei, weil dieselbe sowohl bei Dessau durch die Franzosen, als die auf dem rechten Ufer stehenden Russen zu strenge bewacht werde, und ich daher so lange in Dessau verbleiben müsse, bis in Folge der weitern Kriegs-Ereignisse dieser Strom aufhöre, Grenzscheide zwischen den feindlichen Heeren zu sein.

Erst auf seine Frage, ob die französischen Vorposten mich hätten ungehindert durchgelassen, enthüllte ich ihm meinen wahren Stand und Namen, schilderte ihm die im Hause seiner Schwester genossenen vielen Wohlthaten, so wie meine Befreiung aus der Gefangenschaft, und bat um seine gütige Unterstützung meiner weitern Unternehmungen. Er lobte mich wegen der von mir beobachteten Vorsicht. Doch zeigte sich der alte Mann hinsichtlich des erbetenen Beistandes sehr besorglich und sagte mir denselben nur unter der, von mir gerne angenommenen Bedingung zu, daß ich gegen Jedermann meinem Incognito aufs sorgsamste treu bleiben müsse. In dieser Voraussetzung wolle er mir den Aufenthalt in seinem Hause gerne so lange gestatten, bis der Strom wieder frei geworden sei, was nach seiner Muthmaßung vielleicht schon am folgenden Tage eintreten konnte.

Nach dieser vertraulichen Unterredung nöthigte er mich in das anstoßende Zimmer, wo seine Gemahlin ihn am Theetisch erwartete. Dieser, einer wohlgebildeten und lebhaften Dame, wurde ich von ihm als Oeconom Schneider vorgestellt, welcher ihm einen Brief von seiner Schwester überbracht habe und bis die Elbe wieder offen sei, im Hause bleiben würde. Die Dame hieß mich mit Freundlichkeit willkommen, und nöthigte mich an den Theetisch. Während man Thee trank, welcher hier zugleich das Abendessen vertritt, wurde eine lebhafte Unterhaltung unter uns Dreien geführt. Das Ehepaar war nämlich kinderlos. Ich mußte viel von Scortleben und den Kriegs-Vorfällen in Sachsen erzählen, und hatte dabei meine Mittheilungen genau zu bewachen, um meinem Incognito stets treu zu bleiben, wie es der alte Herr ausdrücklich verlangt hatte. Ich war daher froh, als er mich um neun Uhr Abends, in das für mich bereitete Zimmer führte, wo ich mich von diesem Zwange befreit fühlte und der alte Herr mir dankend zu erkennen gab, daß ich die Probe gut bestanden hätte; er wolle nun, sobald als möglich, für mich weiter sorgen, da er sich nun überzeugt halte, daß ich durch unvorsich-

tige Aeußerungen ihn nicht in unangenehme Verantwortlichkeiten gegen die französische Militairbehörde, verwickeln werde.

Der starke Abstand meiner jetzigen Lage gegen die in den letzten Tagen, leitete mich von selbst dankend auf die wunderbare Wege der Vorsehung. Noch vor wenigen Tagen ein Flüchtling, jeden Augenblick in angstvoller Sorge, meine Flucht mißglücken zu sehen, befand ich mich jetzt so nahe am Ziele, daß nur noch ein Fluß zwischen mir und meiner gänzlichen Freiheit lag und die Hoffnung winkte, daß ich durch die gütige Hülfe lieber Menschen, auch diese hemmende Schranke bald überschreiten würde.

Am folgenden Morgen erwachte ich von einem sehr erquickenden Schlafe nicht früher, als bis um sieben Uhr der Herr Oberjägermeister in mein Zimmer trat, um mir die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß die französische Besatzung in der Stadt sehr unruhig sei, und vermuthlich abzuziehen beabsichtige, indem die Russen in der Nähe die Elbe zu überschreiten drohen sollten. Er gedenke jedoch sogleich in die Stadt zu gehen, um sich durch den Augenschein vom Zustande der Sachen zu überzeugen, und würde mir alsdann wei-

tere Nachricht geben. Nach seiner Rückkehr lud er mich durch den Bedienten ein, zu ihm in sein Zimmer zu kommen. Hier fand ich ihn nicht allein, sondern in Gesellschaft eines Herrn, welchen er mir als den herzoglichen Kammerherrn von Busch, mich aber ihm als den Lieutenant v. W. in preußischen Diensten, vorstellte, wobei er bemerkte, daß er gegen diesen seinen vertrauten Freund auf Verschwiegenheit zählen könne. Der alte Herr benachrichtigte mich nun, daß in Folge seiner eingezogenen Erkundigungen, die Räumung der Stadt von den feindlichen Truppen, so wie der freie Uebergang des Elbestromes, noch ungewiß, mein längeres Verbleiben in der Stadt und in seinem Hause, ihm aber doch zu bedenklich erscheine, indem, wenn ich vielleicht durch irgend eine zufällige Unvorsichtigkeit der feindlichen Behörde durch ihre zahlreichen, sehr aufmerksamen und verschlagenen Spione verrathen würde, seine Wohlfahrt, ja vielleicht sein und mein Leben auf dem Spiele stände. Dieses erwägend habe sein Freund, der Herr von Busch, auf seine Bitte, mir gerne erlaubt, daß ich mich auf das demselben zugehörige, einige Stunden von Dessau entfernte Landgut begeben, und

bei seinem dortigen Wirthschafts-Inspector mich so lange aufhalten dürfe, bis ich ungehindert die Elbe überschreiten könne, woselbst ich jedenfalls viel unbemerkter und sicherer wäre, als in der Stadt.

Zu diesem Zwecke gab mir Herr von Busch ein offenes Empfehlungs-Schreiben an seinen Wirthschafts-Inspector, worin derselbe angewiesen wurde, dem Oeconomen Schneider, bis derselbe würde über die Elbe nach Belzig reisen können, im herrschaftlichen Schlosse eine anständige Wohnung, Verpflegung und Bedienung zu gewähren; zugleich wurde ich ermahnt, auch gegen den Wirthschafts-Inspector mein Incognito beizubehalten und auch zu diesem Zwecke mich mehr, als sonst vielleicht der Fall sei, um landwirthschaftliche Geschäfte zu bekümmern. Der Herr Oberjägermeister bemerkte auch, daß um ganz sicher zu gehen, er Nachmittags in der herzoglichen Equipage, die während der, durch den Krieg veranlaßten Abwesenheit des Herzogs von Dessau unter seiner Aufsicht und Benutzung stand, mich selbst bis auf den halben Weg hinausbringen wolle, jedoch deshalb nicht weiter, damit weder der Wirthschafts-Inspector von dieser Ab-

sprache etwas ahnen, noch der herzogliche Kutscher das Ziel meiner Reise erfahren könne.

Mit diesem sehr vorsichtig ausgedachten Plane war ich gerne einverstanden, und dankte dem alten Herrn, wie seinem Freunde für ihre Sorgfalt gegen mich. Ich benutzte die Zeit noch zur Abholung meines im Park vor dem Leipziger Thore verborgenen Päckchens mit Wächse. Gleich nach dem Mittagessen fuhr die herzogliche Equipage vor; sie war mit vier schönen englischen Rappen bespannt, die durch zwei gallonirte fürstliche Kutscher geführt wurden; ein gallonirter Lakai nahm seinen Platz hinten am Wagen. Der Herr Oberjägermeister und ich stiegen ein und wir fuhren zu dem nach Cöthen führenden Thore hinaus. Die Thorwache, französische Truppen, erzeigten uns, oder vielmehr der fürstlichen Equipage die Ehre, beim Vorbeifahren ins Gewehr zu treten.

Auf dem guten Wege waren mit den schnellen Pferden anderthalb Meilen bald zurückgelegt. Der Herr Oberjägermeister zeigte mir von hier das schon sichtbare Landgut des Herrn von Busch, nahm leise Abschied, drang mir meines Widerstrebens ungeachtet noch vier Friedrichsd'or auf, um mich gegen Noth zu sichern, mit dem Bemer-

ken, daß ich ihm dieses Geld zurück erstatten könne, wenn es mir am bequemsten sei, und ließ nun den Wagen an einem Kreuzwege halten, um mich aussteigen zu lassen. Um die Kutscher für jeden Fall irre zu leiten, nahm er hier von mir einen kurzen Abschied, rief mir noch zu, daß ich folgenden Tages nicht zu spät zurückkommen möchte, ließ den Wagen umkehren und verschwand bald meinen Blicken.

Ich stand nun wieder allein, fühlte mich aber nicht verlassen. Nachdem ich noch vertrauungsvoll meinen Blick zu Gott gewendet, und um fernere günstige Lenkung meines Schicksals gebeten hatte, wanderte ich einem Dorfe zu, welches ich auf dem Wege zum Landgute des Herrn von Busch berühren mußte. Ich ahndete nicht entfernt, daß von hier aus die Richtung meines Weges, durch Umstände eine andere, als die beabsichtigte, werden sollte. Um meinen Durst zu befriedigen, trat ich nemlich auf ein Weilchen in die Dorfschenke ein, bei welcher der Weg vorbeiführte. Während ich ein Glas Bier trank, erregte die Unterhaltung mehrerer anwesenden Landleute meine gespannteste Aufmerksamkeit, weil sie von einem Trupp Kosacken sprachen, welcher erst kürzlich an

dieser Schenke gehalten und gefüttert hatte. Als ich darüber nähere Erkundigungen anstellte, erfuhr ich, was mir von großer Wichtigkeit war, daß diese Kosacken bei Aaken über die Elbe gegangen, von Cöthen hierhergekommen und nur vor ungefähr einer Viertelstunde in der Richtung nach Radegast wieder abgezogen waren.

Diese Nachrichten erregten bei mir sogleich den Entschluß, heute noch nicht zu dem Landgute des Herrn von Busch zu wandern, sondern lieber zuerst in Cöthen zu erkunden, ob ich nicht bei Aaken vielleicht auch schon über die Elbe setzen könne; wäre dies aber nicht zu bewirken, so blieb mir noch immer der Rückzug nach dem vorläufigen sichern Aufenthalte auf dem Landgute. Ich schlug also die Straße nach Cöthen ein, bis wohin ich noch anderthalb Meilen hatte, und in der hier ziemlich flachen Gegend bekam ich die Thürme der Stadt bald zu sehen. Mir war dieselbe bereits genau bekannt, indem ich vor fünf Monaten mit meinem Bataillon hier vierzehn Tage cantonirte, zu welcher Zeit sich hier auch das Hauptquartier des Generals von York befand. Damals wurde von uns Officieren nach der täglichen Parole-Ausgabe, ein nahe gelegenes

Gasthaus häufig zum Frühstücken besucht, dessen Wirth sich immer als ein eifriger Anhänger der Preußen bewiesen hatte.

Hierauf baute ich meine weitere Unternehmung, indem ich mir vornahm, in diesem Gasthause zu übernachten. In der Nähe des Bärenthores hatte ich damals bei einem Materialhändler in Quartier gestanden; jetzt fand ich denselben vor der Thüre sitzen. Da es jedoch unsicher erschien, mich ihm anzuvertrauen, so ging ich ziemlich nahe an ihm vorbei und bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche, um nicht etwa wieder erkannt zu werden.

Die Abenddämmerung war bereits eingetreten, als ich das Wirthshaus erreichte. Als ich in dasselbe eintrat, traf ich auf dem Hausflur die Tochter des Wirthes, welche ich um ein Nachtlager bat. Sie erwiederte, daß ihr Vater keine Stallung und Remisen zur Aufnahme von Pferden und Wagen habe, daß ich mich daher nach einem andern, nahe gelegenen Gasthause, welches sie zugleich bezeichnete, begeben müsse. Ich entgegnete, daß ich nur ein Fußreisender sei, und daher auch hier vielleicht das gewünschte Nachtlager erhalten könnte. Hierüber schien sie betroffen und ver-

langte, daß ich einen Augenblick warten möchte, bis sie ihren Vater herbeigerufen hätte; sie lief nun die Haustreppe hinauf, und da sie, wie sich später erklärte, ihrem Vater gesagt hatte, daß ich vermuthlich ein reisender Handwerksbursche sei, so kam ihr Vater an die Treppe und rief herunter: „Hier werden keine Handwerksburschen aufgenommen, Sie müssen in die Herberge gehen!“ Mit Höflichkeit erwiederte ich ihm, daß ich kein Handwerksbursche, sondern ein Oeconom sei, bat ihn zugleich, mir eine Stube zu geben, indem ich mit einem Reisepasse versehen sei und meine Zehrung ehrlich bezahlen würde. Dieses machte ihn andern Sinnes, er kam die Treppe herunter, fragte, wer ich sei, wo ich herkäme und wohin ich reise, und weshalb ich die Reise zu Fuße mache. Ich übergab den Paß, beantwortete alle diese Fragen, nach der hierin bereits erlangten Uebung mit Sicherheit und Bestimmtheit, und nun erst führte er mich in ein kleines Gastzimmer.

Da mir hauptsächlich daran lag, die Bekanntschaft des Wirthes auf eine passende Art zu erneuern, und alsdann seine jetzigen politischen Gesinnungen auszuforschen, so reichte ich ihm, als zahlungsfähiger Reisender, ein Goldstück, mit der Bitte,

mir eine gute Flasche Wein zu besorgen, und da mein kleines Geld ausgegangen sei, mir das Uebrige herauszugeben. Dieser Magnet wirkte; denn er äußerte sich über die Vorausbezahlung überrascht, meinte, daß es ja mit der Zahlung nicht eile, nahm jedoch das Goldstück an, um mir den folgenden Morgen das Uebrige heraus zu geben. Mit höflichen Bücklingen überbrachte er mir selbst die Flasche Wein. Um meinem Zwecke näher zu kommen, versicherte ich ihm, daß ich ungerne allein tränke und ihn daher bitten müsse, mir Gesellschaft zu leisten. Sein Gesicht verklärte sich, und wiewohl er sich anfänglich weigerte, meine Einladung anzunehmen, indem, wie er sich ausdrückte, dieses eine zu große Ehre für ihn wäre, so holte er doch auf mein Bitten ein zweites Glas, worauf wir uns setzten und miteinander tranken. Als die Flasche auf die Neige ging, wurde seine Unterhaltung belebter. Ich bat, für noch eine Flasche dieses Weines, den ich mit Recht sehr lobte, zu sorgen, und er wurde mit jedem geleerten Glas offener.

Da jetzt der Zeitpunkt eingetreten zu sein schien, wo ich Veranlassung suchen mußte, seine jetzige politische Gesinnung kennen zu lernen, so

führte ich die Unterhaltung auf die in jenem Dorfe gehörte Neuigkeit: daß Kosacken am nemlichen Tage durchgeritten wären. Das freudige Gesicht, womit er dieses bestätigte, und hinzufügte, daß diese Kosacken bei Aaken über die Elbe gegangen und auf Cöthen gekommen wären, ließ mich bald erkennen, daß er jetzt mindestens nicht für die Franzosen eingenommen sei. Auf meine Frage, ob ich vielleicht nicht auch bei Aaken über die Elbe könne, indem ich dringende Geschäfte auf dem rechten Ufer der Elbe hätte, bemerkte er, daß dieses jetzt noch nicht möglich wäre, da mehrere von dort herkommende Reisende erzählt hätten, daß Aaken bereits wieder von französischen Truppen besetzt und der Uebergang über die Elbe dort gesperrt sei.

Um auf einem andern Wege meinem Zweck näher zu kommen, und die Eröffnung des Ueberganges über die Elbe lieber hier, als in dem mich weniger lockenden Landgute, abwarten zu können, fragte ich ihn, ob er mich wohl noch kenne? Er wurde stutzig, und erwiederte, daß ich ihm allerdings bekannt erschienen sei, ohne daß er sich jedoch näher auf mich besinnen könnte. Ich bemerkte, daß er doch an die Zeit zurückdenken

möge, wo das Yorksche Haupt-Quartier in Cöthen sich befand. Da erwiederte er mit einem Seufzer, daß damals eine schönere Zeit gewesen sei, wo er viel verdient und sein Haus manche Gäste gehabt hätte. „Damals, fügte er hinzu, mögen auch Sie mich öfters besucht haben.“ Ich bejahte dieses mit dem Bemerken, daß ich als preußischer Officier mich damals in Cöthen befunden habe und bezeichnete ihm zugleich mein damaliges Quartier. Darauf äußerte er die Vermuthung, daß ich wahrscheinlich meinen Abschied genommen hätte, da ich sonst wohl nicht hier sein würde. Nun zögerte ich nicht länger, nachdem ich ihm mein Vertrauen zu seiner Ehrlichkeit und Verschwiegenheit zu erkennen gegeben hatte, ihm aufrichtig mit meinem eigentlichen Stande und meinem Schicksal bekannt zu machen, so wie zugleich um seinen guten Rath und etwa mögliche Unterstützung, zur gänzlichen Wiedererlangung meiner Freiheit, dringendst zu bitten. Bei diesen zutraulichen Worten erheiterte sich sein Gesicht; ich mußte von meiner Verwundung, Gefangenschaft und Befreiung erzählen, und er verhehlte jetzt nicht länger seine lebhafte Abneigung gegen die allgemeinen Feinde Deutschlands.

Jede Scheidewand des gegenseitigen Vertrauens war nun gefallen, und hoch erfreut über meine so bedenklich gewagte und bis jetzt so sehr geglückte Selbstbefreiung aus der Gefangenschaft, verhieß er mit freudetrunkenen Augen, mir gerne behülflich sein zu wollen. Er bemerkte zugleich, daß er einen genauen Freund habe, welcher Amtmann sei, unweit der Elbe in Wulffen wohne, der noch heute bei ihm gewesen und geäußert habe, daß er seine Kinder, welche die Schule in Zerbst besuchten, während der Hundstage aber bei ihm waren, am folgenden Tage über die Elbe bringen lassen wolle, indem die Freiwerdung der Elbe sich zu lange verzögere und seine Kinder die Schule zu lange versäumen müßten. Obgleich die Franzosen die Elbe ziemlich strenge bewachten, so hoffe er doch, ihre Wachsamkeit zu täuschen, indem er das Ueberfahren seiner Kinder in einem Nachen, den er aus Vorsicht schon früher versenken ließ, während der nächtlichen Dunkelheit bewerkstelligen lassen wolle. Der Gastwirth meinte nun, daß auf seine Verwendung, der Amtmann mir gewiß nicht verweigern würde, diese Gelegenheit zur Ueberfahrt zu benutzen.

Am folgenden Morgen überbrachte mir der

Gastwirth das Billet an seinen Freund in Wulffen und erbot sich, mich auf den rechten Weg dahin selbst zu geleiten, was ich sehr dankbar annahm. Als ich nun meine Rechnung berichtigt hatte, begleitete mich der Gastwirth noch eine halbe Stunde weit bis zu einem Punkte, von welchem aus der kurze Weg nach Wulffen, welches anderthalb Meilen von Cöthen entfernt ist, nicht mehr zu verfehlen war.

Um 10 Uhr Vormittags erreichte ich dieses Dorf. Als der Amtmann den Brief gelesen hatte, schickte er seine Frau und seinen Sohn, welche sich im Zimmer befanden, mit Aufträgen hinaus, worauf er unter vier Augen mir bereitwillig erlaubte, in der nächsten Nacht mit dem Nachen, in welchem er seine Kinder überfahren lassen würde, mitzufahren; ich möchte bis so lange sein Gast bleiben. Da er mich mit dem Namen meines Incognitos anredete, so mußte ich vermuthen, daß der Gastwirth im Briefe aus Vorsicht meinen rechten Stand und Namen verschwiegen hatte. Der Amtmann wird das eigentliche Sachverhältniß wohl später von seinem Freunde in Cöthen erfahren haben.

Uebergang über die Elbe. Gänzliche Befreiung.

Gleich nach dem Abendessen fuhr eine mit vier starken Pferden bespannte Kutsche vor, in welche drei Kinder des Amtmanns nebst einer Kinderfrau, ferner zwei Kinder eines benachbarten Pfarrers, welche ebenfalls die Schule in Zerbst besuchten, und eine Jüdin einstiegen; ich nahm auf dem Kutschbock meinen Platz. Bis zum Ueberfahrts-Punkte waren drittehalb Stunden Entfernung, daher es ganz dunkel wurde, als wir denselben erreichten, wozu noch dicke Gewitterwolken beitrugen, welche sich unterdessen zusammenzogen und die Dunkelheit vergrößerten. In der stillen, warmen Abendluft, war diese kurze Fahrt durch eine lachende Wiesen-Ebene, welche durch eine Menge einzeln stehender Laubbäume oder durch kleine Wäldchen belebt ist, in deren Dunkelheit die hellleuchtenden Johanniswürmchen schwärmten, beendigt, als der Wagen in einem ziemlich dunkeln Laubgebüsche an einem Häuschen

hielt, welches hart an der Elbe lag. Nachdem Alles ausgestiegen war, kehrte der Wagen sogleich zurück. Im Häuschen wohnte der Fährmann; er forderte uns zur möglichsten Stille auf, damit die längs dem Elbufer häufig spürenden Franzosen uns nicht bemerken könnten, weil alsdenn sein Leben auf dem Spiele stände. Dann lauschte er nach beiden Seiten, ob in der nächtlichen Stille kein verdächtiges Geräusch zu vernehmen sei, und nun mußten wir durch dickes Gebüsch hintereinandergehend ihm folgen. Bald waren wir an der Elbe und bestiegen einen kleinen Nachen, welcher von seiner frühern Versenkung noch ganz naß war. Ohne weitern Aufenthalt stieß der Fährmann vom Ufer ab und bald befanden wir uns in der Mitte des Stromes. Ich schwelgte in dem mit Worten nicht zu schildernden Wonnegefühl, dem Ende meiner Sorgen und Aengsten, meiner gänzlichen Befreiung, jetzt so nahe zu sein. Der kleine, sehr beladene Kahn schaukelte von den Ruderschlägen zuweilen so stark, daß die Frauenzimmer aufschrien, da denn der Fährmann sie jedesmal flehentlich bat, sich stille zu verhalten.

Als wir uns ungefähr in der Mitte des Stromes befanden, entlud sich das unterdessen zusammen gezogene starke Gewitter; der Regen strömte herab und durchnäßte unsre Kleider gänzlich; der Fährmann äußerte deshalb seine Freude, indem er bei solchem Unwetter hoffen dürfe, unbemerkt wieder zurück zu kehren. Während unsrer Ueberfahrt, die ungefähr eine halbe Stunde dauerte, bis zu dem oberhalb des Fährhäuschen gelegenen Dorfe Tochern, stand ich vertieft in Gedanken über die so glückliche Wendung meines Schicksals, so wie in stiller Bewunderung der in der dunkelsten Nacht hellleuchtenden Blitze. Der Eindruck dieses großartigen Naturschauspiels in einem der wichtigsten Augenblicke meines Lebens ist mir für immer geblieben.

Endlich landeten wir bei Tochern, und im Uebermaße der Freude über meine erst jetzt gänzlich gewonnene Freiheit, konnte ich mich nicht enthalten, dem Fährmann zu sagen, wer ich sei und ihm einen Friedrichsdor zu schenken. Mit meiner Reisegesellschaft eilte ich nun längs dem, durch den starken Regen sehr schmutzig gewordenen Dorfe, nach dem Gasthause, um hier die Nacht zu bleiben. Wir kamen daselbst gegen Mitternacht an,

fanden Alles in tiefem Schlafe und mußten lange anpochen, bis geöffnet wurde. Auf meine Frage, ob russische Soldaten im Dorfe seien, erfuhr ich, daß die Russen zwar nicht hier, aber eine kleine halbe Stunde von Tochern entfernt ständen, daß häufig Kosacken-Patrouillen nach Tochern kämen, und daß die letzte derselben nur erst vor wenigen Stunden an diesem Gasthofe gehalten und die Pferde gefüttert hätte.

Die Wirthsleute besorgten sogleich ein helles Kaminfeuer, an welchem unsere durchnäßten Kleider nothdürftig getrocknet wurden, kochten Warmbier, welches uns sehr erquickte und bereiteten für uns im Gastzimmer eine Streu, worauf wir den übrigen Theil der Nacht zubrachten. Die Frauenzimmer zeigten sich bei der Nachricht, daß Kosacken in der Nähe seien, sehr besorgt, daß sie auf der weitern Reise nach Zerbst von ihnen ausgeplündert oder sonst vielleicht mißhandelt werden könnten und es beruhigte sie nur die Hoffnung auf meinen Schutz, als sie erfuhren, daß ich bis Zerbst ihr Reisegefährte bleiben wolle.

Am 10. September früh um sechs Uhr fuhren wir alle zusammen in einem gemietheten Leiterwagen von Tochern ab, nach Zerbst, welches

zwei Meilen entfernt ist. Es trat Landregen ein, welcher mehrere Stunden anhielt und uns abermals stark durchnäßte. Um für alle Fälle ein kleines Schutzmittel gegen die Roheit der Kosacken, womit sie uns vielleicht behandeln könnten, zu haben, war ich so vorsichtig, aus dem Gasthause in Tochern eine Flasche Branntwein mitzunehmen. Ich fand bald Gelegenheit, dieselbe zu benutzen; denn als ich mit Spannung herumspähte, ob und wo sich uns die ersten Kosacken zeigen würden, trafen wir am Saum eines Gebüsches fast unerwartet auf eine Kosacken-Vedette, welche im Gebüsche versteckt gestanden, und mit dem barschen Zurufe „studi“ (halt) plötzlich gegen uns vorsprengte. Die Frauenzimmer riefen vor Schreck laut auf, und ich hatte Mühe, sie zu beruhigen Der Wagen hielt sogleich und ich suchte nun, so gut es ging, mich ihnen verständlich zu machen, indem ich ihnen auf mich zeigend, zurief „officier prussack,“ wobei ich ihnen die Branntwein-Flasche reichte. Beim Anblicke derselben zeigten sie sogleich freundliche Gesichter, bedeuteten mich aber, daß ich ihnen zutrinken möchte. Erst als ich dieses gethan hatte, nahm jeder Kosack einige starke Züge, worauf mir die Flasche unter Zeichen ihres Dan-

kes und mit den Worten „wodki gawscho“ (guter Branntwein) zurückgegeben wurde. Hierauf rief einer der Kosacken „paschol!“ (fahre zu).

Als der Wagen nun weiter fuhr, trabte ein Kosack einige hundert Schritte weit bis zu seiner Feldwache vor uns, welche sich am Rande eines kleinen Gebüsches befand. Der Kosack überlieferte uns dem Officier der Feldwache, indem er, wie ich bemerkte, besonders auf mich hinwies, und mich ihm als preußischen Officier bezeichnete. Ich reichte dem Officier wieder meine Branntweinflasche, welcher, nachdem er daraus getrunken hatte, sie seinen Kosacken reichte, wo sie von Munde zu Mund wandernd bald geleert war. Sie gaben die leere Flasche zurück, der Officier und mehrere der Kosacken dankten mir durch Zeichen. Mir war ein französischer Fußgänger aufgefallen, welcher als Gefangener hier war, und sich beim Wachtfeuer wärmte. Ich zeigte auf denselben mit einer fragenden Geberde, und der Officier erwiederte lächelnd „Franzuss caput!“ Vermuthlich hatte irgend eine Kosacken-Patrouille diesen unglücklichen Franzosen in einem der benachbarten Wälder aufgegriffen, in welchen nach den in dieser

Gegend kürzlich erst statgehabten, für die Verbündeten siegreichen Gefechte, manche versprengte Franzosen Schutz suchten. Als der Kosacken-Officier noch unsre Pässe gefordert und nun ebenfalls „paschol!“ gerufen hatte, setzten wir ungehindert die weitere Reise nach Zerbst fort.

Der Landregen hatte unterdessen aufgehört und die Witterung war freundlicher geworden, als wir uns der Stadt Zerbst näherten. Bald erblickten wir rechts vom Wege unweit der Stadt einen großen Bivouac der Kosacken, bei welchem wir aber nicht weiter aufgehalten wurden, sondern graden Weges in die Stadt fuhren. Wir kehrten hier in einem Gasthause ein, wo sich meine Reisegesellschaft sogleich von mir trennte, ich aber in Begleitung des Kosacken suchte ungesäumt den russischen Platz-Commandanten auf, um mich bei ihm zu melden, und seine Unterstützung zur weitern Reise nach Berlin zu erbitten.

Der Commandant war ein Kosacken-Rittmeister, sprach ziemlich fertig deutsch und befragte mich genau über Alles, was ich hinsichtlich der Stellung und Stärke der französischen Truppen auf dem linken Ufer der Elbe selbst gesehen oder erfahren hatte. Dann mußte ich die Wahrheit meiner

Anzeige, daß ich ein aus der Kriegs-Gefangenschaft zurückkehrender preußischer Officier sei, noch durch eine Menge Einzelheiten über meine früheren dienstlichen Verhältnisse, zu beglaubigen suchen; alle meine desfallsigen Anzeigen, z. B. zu welchem Regimente, Brigade und Armee-Corps ich gehörte, wer deren Befehlshaber waren, u. s. w. wurden zu Protokoll genommen. Man fragte, ob mich in Zerbst vielleicht Jemand kenne; als ich hierauf erwiederte, daß ich hier unbekannt sei, jedoch am 4. März hier einige Stunden einquartirt gewesen, und mein damaliges Quartier wohl noch wieder zu finden hoffe. Da erhielt der Schreiber den Auftrag mich in das Quartier zu begleiten und dort weitere Erkundigungen einzuziehen. Zu meiner Freude fand ich nicht allein bald das Quartier, sondern wurde auch von den Wirthsleuten gleich wieder erkannt.

Die scheinbare Aengstlichkeit des Commandanten konnte ich nicht mißdeuten; er versuchte selbst, sich darüber gegen mich zu rechtfertigen, indem er bemerkte, daß sich in der Nähe der Vorposten häufig Spione herumtrieben, welche sich unter allerlei Masken zu verbergen suchten, daher sein Mißtrauen wohl zu entschuldigen sei. Der Com-

mandant ließ mir nun einen Reise- und Vorspann-Paß bis Potsdam ausfertigen, mit der Weisung, von der dortigen preußischen Commandantur meinen Paß auf die weitere Reise ausdehnen zu lassen. Da ich auf seine Frage, wann ich von Zerbst abreisen wolle, anzeigte, daß ich solches erst Nachmittags beabsichtige, stellte er mir anheim, ob ich ihn vielleicht noch begleiten wollte, um der Bestrafung eines aufgefangenen Spions beizuwohnen.

Nicht gerade sehr gern begleitete ich ihn nach dem, vor dem Dessauer Thore gelegenen Kirchhofe, bei welchem sich der große Bivouac der Kosacken befand. Der Commandant gab Befehl, den Spion, einen Juden, unter die Leichenscheuer des Kirchhofes zu bringen. Hier fragte ihn der Commandant, ob er ein Spion sei, worauf man ihm mit Todtschießen drohte, wenn er nicht sogleich die Wahrheit bekennen würde. Als nun der Jude standhaft leugnete, und vorgab, seinen Reisepaß verloren zu haben, schritt der Commandant zu ernsteren Maßregeln. Er ließ ihm die Augen verbinden, ihn hinknieen, und sagte ihm, daß er sich zum Tode vorbereiten müsse, weil er nicht bekennen wolle. Zugleich befahl der Ritt-

meister den anwesenden Kosacken ihre Carabiner zu laden. Diese ernsten Maßregeln erschütterten die Standhaftigkeit des Juden; er bat demüthig um sein Leben, und erklärte, daß er bekennen wolle. Der Rittmeister trat nun nahe an ihn heran, ließ seine Geständnisse sich leise in's Ohr sagen, notirte davon das Hauptsächlichste in seine Schreibtafel, ließ ihm die Binde abnehmen und ihn in's Amtszimmer bringen, um hier seine Aussagen aufschreiben zu lassen.

Was weiter mit diesem Menschen geschah, blieb mir unbekannt. Ich verabschiedete mich vom Rittmeister, kehrte in das Gasthaus zurück, und fuhr mit dem mir angewiesenen Vorspann-Wagen gleich Nachmittags von Zerbst ab.

Die Stadt Belzig, woselbst ich zu übernachten beabsichtigte, ist sechs Meilen von Zerbst entfernt und die Gegend bis dahin sandig und öde. Es dunkelte bereits, als ich Belzig erreichte, wo ich die ersten vaterländischen Truppen antraf. Um eine Anweisung auf Quartier und weiteren Vorspann zu erhalten, mußte ich mich hier beim preußischen Commandanten melden und wurde angenehm überrascht, in demselben einen Capitaine von Roszynsky des ersten ostpreußischen Re-

serve-Infanterie-Regiments (des nachmaligen dreizehnten Linien-Infanterie-Regiments) wieder zu erkennen.

Als ich in dem mir angewiesenen Quartiere mich durch eine ungestörte nächtliche Ruhe erquickt hatte, hörte ich Morgens früh den Schall der Trompeten, das Cavallerie-Signal zum Sammeln. Ich eilte sogleich zum nahen Marktplatze und erblickte zu meiner großen Freude einige Escadrons preußischer Landwehr-Cavallerie, die sich zum Abmarsche so eben versammelt hatten. Obgleich ich während meiner Gefangenschaft von der unterdessen errichteten Landwehr zuweilen gehört hatte, so war diese doch die erste, welche ich zu sehen bekam; sie erregte daher um so mehr meine freudigste Aufmerksamkeit.

Ich trat nunmehr meine weitere Reise an. Durch eine ziemlich sandige und schlechte Gegend fuhr ich nach Golzow, drittehalb Meilen von Belzig entfernt. Da ich in dem sandigen Wege heute nicht mehr bis Potsdam kommen konnte, so blieb ich in Golzow, wo ich beim Amtmanne, einem würdigen alten Manne, sehr gastfreie Aufnahme fand. Am folgenden Tage reiste ich nach Potsdam, und meldete mich beim dortigen Com-

mandanten, einem Obersten von der Goltz. Der alte preußische Veteran empfing mich höchst zuvorkommend, ließ sich meine Schicksale ausführlich berichten und stellte mir zur weiteren Reise einen neuen Paß aus.

Am 13. September reiste ich nach Berlin und hielt mich daselbst fünf Tage auf, um sowohl meine noch nicht gänzlich zugeheilten Wunden zu pflegen, als auch, um mich wieder mit den nothdürftigsten Uniformstücken zu versorgen. Viele russische Truppen standen in Berlin und ich war oft Zuschauer ihrer täglichen Uebungen im Lustgarten, so wie auch eines großen Tedeums, welches sie wegen des Sieges an der Katzbach im Lustgarten mit Pomp feierten.

In Berlin fand ich auch meinen jüngsten Bruder, der sich als Freiwilliger ausgerüstet hatte, und bei einem neu gebildeten Cavallerie-Regiment, welches auf seinem Durchmarsche einige Zeit in Berlin stand, eingetreten war. Ich habe ihn nicht wiedergesehen; er blieb vor dem Feinde im Feldzuge von 1814, im Reiter-Gefechte bei La Chaussee in Frankreich.

Am 19. September verließ ich Berlin, um zu meinem Regimente zurück zu kehren, welches nach

den eingezogenen Nachrichten damals in der Lausitz sein sollte. Meine Reise ging über Frankfurt a. d. O., Crossen, Sprottau, Bunzlau, Görlitz, Bautzen, Königsbrück, Uebigau. An den letzten Reisetagen sah ich große Landstrecken, welche der Krieg fürchterlich verheert hatte; insbesondere fand ich die an der Landstraße gelegenen kleineren Städte und die Dörfer größtentheils zerstört, einige fast menschenleer. Aus dieser Ursache konnte ich auch während meiner letzten Reisetage keinen Vorspann-Wagen erhalten und mußte mir, so wie es anging, selbst zu helfen suchen. Ich schloß mich nemlich einer marschirenden Train-Colonne an, hauptsächlich um mit derselben mein kleines Gepäck weiter zu schaffen, und marschirte als guter Infanterist neben derselben. Da bei den kriegerischen Bewegungen auch mein Regiment fast täglich seinen Standpunkt änderte, so hatte ich zuletzt große Mühe, dasselbe aufzufinden.

Ankunft bei meinem Regimente.

Es gelang mir endlich am 2. October gegen Abend mein Regiment im Bivouac bei Hensendorf an der Elbe zu erreichen. In der Nähe des Orts kam ich zuerst an ein vereinzelt gelegenes Gehöft, in welchem, nach den eingezogenen Erkundigungen, mein Regiments-Commandeur, der damalige Oberstlieutenant von Lobenthal sein Quartier hatte. Um mich bei ihm zu melden, ging ich in das Gehöft. Sein Adjutant, der Lieutenant von Döring, (jetzt Oberst und Commandeur des Garde-Reserve-Infanterie-Regiments) trat mir sogleich entgegen. Er war der erste Regiments-Camerad, den ich wieder sah. An seiner Brust erblickte ich auch zum ersten Male das seitdem gestiftete eiserne Kreuz.

Ich erfuhr von ihm, daß meine an das Regiments-Commando von Berlin aus abgesendete dienstliche Meldung über meine Befreiung aus der Gefangenschaft und erfolgende Rückkehr zum Regimente erst heute eingegangen sei, und das Re-

giment, bei welchem ich bisher zu den Todten gezählt ward, hiervon noch keine Kenntniß erhalten, daher die Regiments-Cameraden durch meine Rückkehr nicht wenig überrascht sein würden. Der Regiments-Commandeur empfing mich mit offenen Armen, äußerte seine lebhafteste Freude über die glückliche Wendung meines Schicksals und vereinigte damit die Bitte um Verzeihung, weil er sich selbst anklagen müsse, durch seinen unzeitigen Diensteifer an meiner Gefangenschaft, wie an einem großen Theile des Unglücks Schuld zu sein, welches das Regiment im Merseburger Gefechte betroffen hatte. Als ich mich hierüber sehr überrascht zeigte, und die Aeußerung machte, daß mein und des Regiments Unglück ja nur im Schicksal des Krieges liege, erwiederte er, daß er unter den obwaltenden Umständen, besonders bei der unverhältnißmäßigen feindlichen Uebermacht, die Vertheidigung des Ueberganges über die Saale bei Merseburg, früher aufgeben gemußt, als bis ihm der Befehl hierzu von dem zwei Meilen entfernt stehenden commandirenden Generale zuging. Auch hätte er für meine Fortschaffung vielleicht noch sorgen können, was er jedoch hauptsächlich deshalb für eine unnöthige Bemühung gehalten

habe, weil er mich in meinem damaligen Zustande als einen Sterbenden betrachtet habe, eine Meinung, die noch durch den Chirurgus, welcher mich damals nöthdürftig verband, bestätigt worden sei.

Während des einfachen Abendessens, zu welchem der Regiments-Commandeur mich eingeladen hatte, fielen ziemlich in unserer Nähe mehrere Kanonenschüsse. Wir liefen rasch an das Fenster, und erblickten die hellen Leuchtkugeln, welche der auf dem linken Elbeufer stehende Feind warf, um den preußischer Seits bewerkstelligten Brückenbau zu beobachten. Diese Begebenheit endigte schnell das Essen und ich eilte nun ins Bivouac zum Regiment selbst. Ich durchschritt die Compagnie-Gassen, erkannte im Halbdunkel viele meiner Cameraden wieder, eilte aber, ohne mich bei ihnen aufzuhalten, vorbei, um mich zuerst bei der 8. Compagnie einzustellen, zu welcher ich mich noch rechnete, weil ich während der Feldzüge von 1812 und 1813 bis zu meiner Verwundung bei Merseburg ununterbrochen bei derselben stand und daher auch eine Art anhänglicher Liebe zu dieser Compagnie hatte. Ihr damaliger Chef war der Hauptmann von Buddenbrock (in den spätern Jahren als Oberst gestorben). Da im Bivouac

so eben der Zapfenstreich geschlagen war und die Soldaten sich zum Abendgebete compagnieweise versammelt hatten, trat ich an die Compagnie zufällig in dem Augenblicke als der Capitain zur Abhaltung des Abendgebetes, zum Kreise schwenken ließ.

Ein inniges Dankgebet zu Gott für die so glückliche Wendung meines Schicksals, daß er mich nach so manchen Gefahren wohlbehalten zu meinem lieben Regimente und zu meiner Compagnie zurückkehren ließ, wurden natürlich die ersten Empfindungen, mit welchen ich, nach beinahe halbjähriger Trennung, wieder in mein Dienstverhältniß eintrat. Da ich in Berlin bei Besorgung meiner Equipirung nur über beschränkte Mittel verfügen konnte, so war es mir unmöglich, mir auch einen militairischen Ueberrock zu besorgen, ich mußte mich daher mit einem grüntuchenen Civilrock zu behelfen suchen, welcher über die Uniform gezogen wurde, was damals auch bei andern Truppentheilen nicht selten vorkam und zugelassen wurde.

Als ich daher in solchem Anzuge Abends in den Gebetkreis der Compagnie eintrat, wurde ich um so weniger im ersten Augenblick wieder er-

kannt, als ich, wie bereits erwähnt, beim Regiment unter die Todten gezählt war, und meine Kameraden von meinem Schicksale, so wie von meiner angemeldeten Rückkehr noch nicht die geringste Nachricht bekommen hatten. Der Hauptmann von Buddenbrock machte bei meiner Erscheinung ein sehr befremdetes Gesicht, konnte jedoch das Gebet der Compagnie nicht stören, um mich sogleich anzureden. Als aber das Gebet geendet war, trat er an mich heran, starrte mich mit großen Augen an und rief, als er mich erkannte: „W. sind Sie es wirklich, oder Ihr Geist?“ Nachdem wir uns gegenseitig wieder erkannt, stellte mich der Capitaine der Compagnie vor, in welcher ich leider manchen tüchtigen Soldaten aus der Zeit des Merseburger Gefechts nicht wieder fand, und ließ mich durch die Compagnie mit einem lauten dreimaligen Hurrah begrüßen.

Die Nachricht von meiner Rückkehr zum Regimente hatte sich im Bivouac schnell verbreitet, und die Kameraden eilten schaarenweise herzu, um mich, als einen vom Tode wieder Auferstandenen zu sehen und zu sprechen, und sich von meinem Schicksale erzählen zu lassen.

Doch, als der Befehl ertheilt wurde, daß am folgenden Morgen schon Alles sehr früh zum Abmarsch fertig sein müsse, wurden unsere gegenseitigen Erinnerungen an die jüngere Vergangenheit, schnell abgebrochen, um noch einige Stunden Ruhe genießen zu können. Auch ich fand hierzu ein beschränktes Plätzchen in der kleinen Strohhütte meiner Compagnie-Kameraden.

Uebergang über die Elbe und Schlacht bei Wartenburg.

Am folgenden Morgen den 3. October früh noch vor Tagesanbruch, waren schon alle zahlreichen Truppen des Corps, die hier unweit der Elbe bivouakirt hatten, in Marsch. Einige Regimenter waren schon einige Stunden früher auf den fertig gewordenen neu erbauten Brücken über die Elbe vorgeschoben, und geriethen hier mit den feindlichen Truppen, welche mehrentheils zur Besatzung der Festung Wittenberg gehörten und aus Italienern und Württembergern bestanden, in ein Gefecht, dessen starkes Gewehrfeuer sich deutlich hören ließ.

Als wir die Elbe hinter uns hatten, entspannen sich auch bei uns auf mehreren Punkten lebhafte Gefechte mit dem Feinde, in den mit Laubgebüschen bewachsenen Auen der Elbe. Mir war die Führung des Tirailleur-Zuges der Compagnie zu Theil geworden, und ich erhielt den Auftrag, mich mit demselben längs der Elbe herunter zu

ziehen, um die rechte Seite meines Regiments und das Corps dadurch mehr zu sichern. Ich erreichte bald darauf eine feindliche Tirailleur-Linie, und kam mit derselben ins Gefecht, sie trat aber nach geringem Widerstande fechtend den Rückzug an und kam uns nach Verlauf mehrerer Stunden ganz aus den Augen.

Unterdessen hörten wir in unserer linken Seite ein furchtbares Dröhnen des Geschütz- und Gewehrfeuers. Es war die Schlacht bei Wartenburg. Da ich wegen des mit Gebüsch bewachsenen Bodens den Gang derselben nicht verfolgen konnte, so erfuhr ich erst Mittags, da ich mit meinen Tirailleurs zum Regimente zurückgesandt wurde, daß die Schlacht für uns gewonnen sei, und der Feind sich auf allen Punkten zurückziehe. Wir sahen auch bald einige Sieges-Zeichen, nemlich einen langen Zug der dem Feinde abgenommenen Geschütze, die mit ihrer vollkommenen Bespannung in unsere Hände gefallen waren. Mein Regiment hatte an diesem Tage manche Verluste erlitten. Wir bivouakirten auf dem Schlachtfelde, umgeben von zahlreichen Todten und Verwundeten. Die Letzteren ließen sich nur allmählich in die verschiedenen Feldlazarethe wegbringen.

Am 4. October verließen wir das Bivouac auf dem Schlachtfelde bei Wartenburg und zogen acht Tage lang, in bald größeren, bald kleineren Märschen, nach Maßgabe der feindlichen Unternehmungen. Wir berührten in Sachsen die Städte Kemberg, Bitterfeld, Jeßnitz, Zörbig, Gräfenhaynichen, Düben, wo wir die Mulde überschritten. Am 12. October bezogen wir beim Gute Scherben unweit Halle ein Bivouac, in welchem wir mehrere Tage blieben und am 15. October über Schkeuditz bis zum Dorfe Wehlitz an der Pleiße vorrückten, bei welchem wir Abends, als es bereits ganz dunkel geworden war, das Bivouac bezogen. So weit der Blick reichte, sah man hier eine zahllose Menge von Feuern der verbündeten Truppen, welche hier vereinigt lagerten, um am folgenden Tage die gewaltige Völkerschlacht bei Leipzig zu eröffnen.

Als wir kaum das Bivouac bezogen hatten, traf mich das nicht angenehme Loos, zur Feldwache commandirt zu werden; denn nach den anstrengenden Märschen dieses Tages wäre mir die nächtliche Ruhe im Bivouac des Regiments, natürlich viel erwünschter gewesen, als die Verpflich-

tung auf der Feldwache und in der unmittelbaren Nähe des Feindes wach zu bleiben. Der mir ertheilten Weisung gemäß, mußte ich meine nähere Anweisung in dem Dorfe Wehlitz beim Hauptmann von Schätzel, dem Adjutanten meines damaligen Brigade-Chefs des Prinzen (spätern Herzogs) Carl von Mecklenburg, fordern. Derselbe wies mir zuvörderst im Dorfe einen noch unbelegt gebliebenen Bauernhof für meine Feldwache zum Aufenthalte an, und führte mich hierauf längs der Pleiße, wo er mir diejenigen Punkte bezeichnete, welche durch meine auszustellenden Posten am sorgfältigsten beobachtet werden sollten, um das in Wehlitz befindliche Hauptquartier gegen einen möglichen Ueberfall der längs dem jenseitigen Ufer der Pleiße stehenden Feinde zu sichern.

Kaum hatte ich der erhaltenen Weisung gemäß, meine Posten ausgestellt, so wurden sie auch bald durch einzelne Schüsse der feindlichen Streifzüge vom andern Ufer her, bewillkommt und von meinen Posten das Schießen erwiedert. Bald war die ganze Postenlinie ziemlich belebt, was sich während der Nacht noch mehrere Male wiederholte, jedoch ohne ernstliche Folgen. Von der

Wichtigkeit meines Postens überzeugt, hielt ich mich viel an der Postenlinie auf, und führte die mehrsten Patrouillen persönlich, wobei wir in der finstern Nacht häufig durch Abzugsgraben und nasse Wiesen zu waten hatten.

Erst Nachts um zwei Uhr, als das lebhafte Feuern der Posten etwas nachließ, kehrte ich durchnäßt und ermüdet zu meiner Feldwache zurück, um hier eine Weile auszuruhen. In dem Bauernhofe, wo die Wache aufgestellt war, überraschte mich ein seltsamer Lärm, welchen eine Menge Soldaten der schlesischen Landwehr verursachten. Sie waren nemlich unter dem Vorgeben, daß sie für ihren Commandeur hier Quartier suchten, eingedrungen, und durchstöberten alle Winkel nach Lebensmitteln. Die Wirthin fiel mir zu Füßen und bat, sie gegen die weiteren Plünderungen zu schützen. Als ich nun einen der anwesenden Landwehr-Unterofficiere hierüber dienstlich zur Verantwortung zog, rechtfertigte er sein und der andern Landwehrmänner Hiersein, mit der Meldung: daß er vom Major von Maltzahn, seinem Bataillons-Commandeur als Fourier hergeschickt sei, um für denselben hier ein Quartier zu bestellen. Da er sich von mir aber nicht bedeuten ließ, daß sol-

ches nicht angehe, weil mir dieser Bauernhof für meine Feldwache bereits angewiesen, daher für seinen Major unmöglich Raum sei, so mußte ich endlich meine Autorität anwenden, und ihm befehlen, daß er und sämmtliche Landwehrmänner den Bauernhof auf der Stelle verlassen sollten, widrigenfalls ich davon sofort dem Prinzen Carl würde Meldung machen lassen.

Diese Drohung wirkte; die Eindringlinge verließen, obwohl murrend, den Hof, und ich stellte gleich einen Doppelposten an das Hofthor mit der Weisung, alle dergleichen Besuche zurück zu weisen. Die Soldaten meiner Wache waren auf die Landwehrmänner sehr erbittert, hauptsächlich, weil sie die wenigen vorhandenen Kartoffeln, welche die Wirthin für die Wache gekocht, unterdessen mehrentheils allein verzehrt, und meinen Soldaten fast nichts davon abgegeben hatten; zudem stand die Landwehr, bei ihrer damals noch mangelhaften Verfassung, insbesondere durch ihre häufig unrühmliche Disciplin, bei den Linientruppen noch nicht in solcher Achtung, als heute. In diesem Geiste mag es vorgekommen sein, daß ein Soldat meiner Wache seinem Aerger gegen die Landwehrmänner durch Schimpfen Luft gemacht, und sich

hierbei, wie ich erst später erfuhr, des Ausdruckes: „die Hunde!“ bedient hatte.

Als ich nun am folgenden Morgen, den 16. October, von der nächtlichen Unruhe stark ermüdet, in der Bauernstube auf einem Stuhle sitzend, eingeschlummert war, wurde ich von einem meiner Soldaten mit der Anzeige geweckt, daß ein Stabsofficier im Hofe halte, und mich zu sprechen verlange. Ich eilte schnell hinaus, erkannte den Major von Maltzahn und vermuthete sogleich, daß die ihm gemeldete Ausweisung seiner Leute, die Ursache seines Besuches sei. Auf seinen Befehl mußte ich meine sämmtliche Mannschaft heraustreten lassen, und er richtete nun an dieselbe eine sehr ernstliche Rede, indem er unter andern ganz richtig bemerkte: daß die Linien- und die Landwehrtruppen einer und derselben Nation angehörten, daß beide für denselben Zweck und für dasselbe Vaterland föchten, daß die Landwehr bei allen Vorfällen nicht geringere Tapferkeit und Ausdauer, als die Linien-Truppen, gezeigt hätte, und daß es daher sehr sträflich sei, die Landwehr zu beschimpfen. Daher verpflichtete er mich, als den wachhabenden Officier, sofort auszumitteln und ihm anzuzeigen, welcher meiner Soldaten sich un-

terstanden habe, seine Landwehrmänner mit dem Ausdrucke „die Hunde!" zu beschimpfen. Er drohte, wenn ich ihm diese Anzeige nicht mache, wolle er mich dem Prinzen melden und darauf antragen, daß ein Kriegsgericht über mich gehalten werde. Da ich, wie oben bemerkt, von dieser Beschimpfung der Landwehrmänner nichts gehört hatte, so mußte mich jene Anrede und Drohung des Majors sehr überraschen, um so mehr, als grade ich die stärkste Veranlassung hatte, über die schlechte Aufführung der Landwehrmänner mich zu beschweren, was ich mir auch vorbehielt.

Um dem Befehl des Majors aber nachzukommen, fragte ich sogleich bei meiner Mannschaft, wer sich von ihnen des erwähnten Schimpfwortes bedient habe. Wie es sich vermuthen ließ, wollte sich keiner von ihnen dazu bekennen, und die Untersuchung blieb völlig fruchtlos. Der Major, hierüber höchlich entrüstet, ritt nun mit der im heftigsten Tone ausgedrückten Aeußerung weg, daß er über mich und meine ganze Wache noch heute ein Kriegsgericht halten lassen würde.

Er hatte wirklich nicht gesäumt, seine Drohung in Ausführung zu bringen, denn schon nach Verlauf einer halben Stunde meldete sich ein

Officier meines Regiments, der beauftragt war, mich abzulösen und mir zugleich den Befehl brachte, daß ich gleich nach geschehener Ablösung mich bei dem Major von Schütz, dem ersten Adjutanten des Prinzen Carl von Meklenburg-Strelitz zu melden hätte. Als ich diesem Befehl sogleich nachkam, äußerte der Major von Schütz, mit der ihm eigenthümlichen freundlichen Art: „Ach! „der Major hat so stark gegen Sie und ihre ganze „Wache geklagt, daß der Prinz ihn nicht anders zu„frieden stellen konnte, als durch die Zusage, daß Sie „von der Feldwache sofort abgelöset und das von „ihm dringend beantragte Kriegsgericht über Sie „gehalten werde solle. Abgelöset sind sie nun, aber „zum Abhalten eines Kriegs-Gerichtes über solche „Bagatelle ist jetzt keine Zeit; denn wir werden „gleich marschiren, und die blauen Bohnen werden „uns im Kurzen um die Ohren sausen; kehren „Sie nur zu ihrem Regimente zurück, welches Sie „zum Abmarsche schon bereit finden werden."

Einige Stunden später sah ich den Major von Maltzahn durch eine feindliche Kugel getödtet vom Pferde sinken.

Schlacht bei Leipzig.

Das Regiment stand bereits marschfertig, als ich bei demselben eintraf. Schon seit 8 Uhr (16. October) hatten wir zu unserer Rechten auf dem jenseitigen Ufer der Pleiße ein lebhaftes Gewehrfeuer vernommen, konnten aber wegen der vorliegenden Gebüsche nichts sehen. Gegen 10 Uhr brachen wir von unserm Lagerplatze bei Wehlitz auf.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde weit in der Richtung nach Leipzig vorgerückt waren, geschah der Aufmarsch des Armee-Corps in zwei Treffen mit großer Ordnung. Die zweite Brigade, unter Führung ihres damaligen Chefs, des Prinzen Carl von Mecklenburg-Strelitz, bildete sich ebenfalls in zwei Treffen, die Linien-Regimenter, also auch das meinige, wurden ins zweite Treffen gestellt, während die Landwehr das erste Treffen ausmachte.

Von einer, vor uns in ansehnlicher Entfernung befindlichen Erhöhung des hier sonst meist flachen

Bodens, begrüßte uns die feindliche Artillerie. Die Paßkugeln pfiffen uns jedoch größtentheils um die Köpfe und nur wenige schlugen in unsere Colonnen ein. Am Fuße der Höhe, von welcher eine lange Reihe feindlicher Batterien uns beschoß, zeigten sich zahlreiche feindliche Infanterie-Massen, die langsam gegen uns vorrückten. Nachdem auch wir ungefähr eine Viertel-Stunde lang vorgedrungen waren, machten wir einen kurzen Halt, während eine Bewegung auf unserm linken Flügel ausgeführt wurde. Beim weitern Vorrücken erblickten wir über die breite Ebene bald die Thürme von Leipzig, und näherten uns den langen feindlichen Infanterie-Linien, welche sich gegen uns im Anmarsche befanden. Unser vorderes Treffen (die Landwehr) unternahm einen Bajonet-Angriff, wobei aber der Feind die Haltung nicht verlor. Er empfing uns mit rangirten Bataillons-Salven, während seine Batterien dieses Feuer kräftig unterstützten. Das erste Treffen zog sich nach diesem zurückgewiesenen Angriffe durch das zweite Treffen, um sich hinter demselben wieder zu ordnen. Nun rückte das zweite Treffen, in welchem auch mein Regiment stand, mit großer Ordnung und klingendem Spiel gegen die noch feststehende

feindliche Infanterie, welche auch uns mit Salven empfing. Der Donner der Geschütze wurde mit jedem Augenblicke furchtbarer, und überall zeigten sich die verheerenden Wirkungen derselben. Das feindliche Feuer machte große Lücken in unsern Linien. Lebhaft erinnere ich mich des Augenblickes, wo ich als Führer des achten Zuges auf dem rechten Flügel desselben mich befand, als mehrere der mir rechts und links stehenden Rotten zu gleicher Zeit übereinander fielen und ich von einem der fallenden Nebenmänner fast mit umgerissen wurde. Das Sausen und Pfeifen der Geschütz- und Gewehr-Kugeln, die zunehmende Lebhaftigkeit der Gewehr-Salven und des Plackerfeuers, das Dröhnen des zahlreichen groben Geschützes, dessen einzelne Schüsse sich dem Gehör fast gar nicht mehr erkenntlich machten, sondern wie der Donner eines schweren Gewitters ununterbrochen fortrollten, das Alles regte uns zwar gewaltig auf, doch ging keinen Augenblick die in solchen Lagen so wichtige Ruhe verloren.

Während wir vorrückten, trat der Feind, der uns eine Weile lebhaft beschossen hatte, langsam den Rückzug an, machte jedoch bald wieder gegen uns Front, und formirte sich in Colonnen, als er

auf unserm linken Flügel die ganze Cavallerie unsers Corps ankommen sah. Bei uns erscholl nun das Commando zum Bajonet-Angriff. Mit einem tausendstimmigen Hurrah! wurde er ausgeführt. Der Feind wurde bestürzt, ließ sich von unsern Bajonetten nicht mehr erreichen, sondern kehrte von selbst um, und gerieth mit Unordnung ins Laufen. Ein junger französischer Officier, mit einem kurzen blauen Mantelkragen bekleidet, welcher sich mir gegenüber am Ende seiner Bataillons-Colonne befand, suchte seine Leute durch den wiederholten sehr lauten Zuruf: jeune garde! avancez! avancez! arrangez vous! vergeblich zum Halten und Frontmachen anzufeuern. Dabei erfuhren wir erst, daß wir es mit der jungen französischen Garde zu thun hatten.

Das Laufen und die Unordnung in den feindlichen Colonnen belebte natürlich noch mehr den Muth unserer Soldaten, sie setzten alles daran, den Feind mit ihren Bajonetten zu erreichen. Aber vergeblich; die junge Garde war rascher. Zehn Minuten lang trieben wir laufend den Feind, der nur wenige Schritte von uns entfernt war, vor uns her, da erscholl das Commando halt! Wenn auch in der Hitze des Gefechts und im

Siegeslaufe dieses Commando vielleicht nicht sogleich von unsern Leuten vernommen und befolgt worden sein mag, so ertönte zugleich die Fanfare der gewaltigen Reiterei, welche vom linken Flügel unserer Brigade her unter persönlicher Anführung des Generals York vorsprengte und sich mit gewaltigem Hurrah! und furchtbarem Getöse auf die feindlichen Infanterie-Colonnen warf, so daß nur wenige derselben noch so viel Zeit und Haltung hatten, Quarrés zu formiren.

Abermalige Verwundung.

Dies war jedoch der letzte Augenblick des heutigen, für das Yorksche Corps besonders heißen Schlachttages, welchem ich noch beiwohnte. Denn als wir unserer Reiterei, wie sie im gestreckten Lauf vorsprengend und die feindlichen Schaaren vernichtend, mit allgemeiner Spannung nachsahen und halt machten, empfand ich plötzlich einen brennenden Schmerz am rechten Schenkel, blickte hin und sah hier das Blut in einem Bogen herausströmen. Eine der feindlichen Kugeln hatte auch mich getroffen, obgleich ich hoffte, daß ich, nachdem ich in viel gefahrvolleren Augenblicken verschont geblieben war, für heute wohl unversehrt davon kommen würde.

Für mich hörte die weitere Theilnahme am Gefechte jetzt natürlich auf. Ich stillte das starke Ausströmen des Blutes sogleich einigermaßen, indem ich mein Taschentuch fest über die Wunde band, rief meinem benachbarten Unterofficier zu, daß er meine Verwundung dem Compagnieführer

anzeigen sollte und verließ meinen Platz in der Compagnie, indem ich zurückging, um mich verbinden zu lassen, und ein Fuhrwerk zu erreichen, womit ich weiter zurück gebracht werden konnte.

Bei diesem Zurückgehen konnte ich erst deutlicher übersehen, welche Verheerung die Schlacht angerichtet hatte. So weit rechts und links das Auge reichte, lag das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckt, Feinde und Freunde nicht selten in einer nun friedlichen Nachbarschaft. Da regten sich überall Arme und Beine, und laute Schmerzenstöne der zahlreichen Verwundeten, welche nicht so, wie ich, und viele andere noch fähig waren, den Wahlplatz selbständig zu verlassen, machten diesen Anblick noch schauerlicher. Ich befand mich auf einem großen Kohlfelde, welches vermuthlich zu dem nicht weit entfernten Dorfe M ö c k e r n gehörte; die Kohlköpfe waren bereits abgeschnitten, das Gehen zwischen den stehen gebliebenen harten Stengeln war ziemlich beschwerlich, für die armen Verwundeten mogte aber das Liegen auf denselben gewiß noch viel peinlicher sein. Im eigentlichen Sinne sah ich hier an verschiedenen Stellen das Blut zwischen den Kohlstengeln rieseln.

Als ich diese Schauerbilder überblickend, langsam zurück hinkte, indem ich meinen Säbel zur Stütze brauchte, erreichte ich einen Oberjäger der freiwilligen Jäger meines Regiments, welcher schwer verwundet auf der Erde lag. Dieser erkannte mich, rief mich heran, und sich mit beiden Händen an meinen Säbel klammernd, flehte er mich dringend an, ihm Hülfe zu leisten und Sorge zu tragen, daß er nicht in die Hände des Feindes falle. Ich hatte große Mühe, ihn zu beruhigen, indem ich ihn aufmerksam machte, daß sich der Feind zurück ziehe, daß Gefangenschaft nicht zu fürchten, daß ich aber selbst verwundet und augenblicklich unfähig sei, ihm Beistand zu leisten. Er ließ mich hierauf wieder los, ich mußte ihn seinem Schicksale überlassen und schlich, auf meinen Säbel gestützt, langsam weiter zurück, indem ich mich allmählich der von Leipzig nach Schkeuditz führenden Straße zuwendete, auf welcher ich schon einen langen Zug Verwundeter von andern Truppentheilen ebenfalls zurückgehen sah.

An diesem Tage gerieth ich noch in mehrfache Lebensgefahr, in welcher immer Gottes Hand mich gnädig schützte. Der 16. October

war daher auch für mich persönlich einer der merkwürdigsten Tage dieses Feldzuges. Das Dorf Möckern nämlich, — von welchem die heutige Schlacht häufig benannt wird — lag bereits etwa fünfhundert Schritte weit im Rücken, zugleich aber auch in der rechten Flanke unsers Corps und befand sich noch im Besitze der Franzosen. Es war nicht gelungen, sie aus demselben zu vertreiben, sie vertheidigten sich tapfer unter dem Schutze der das Dorf umgebenden Lehmmauern gegen alle Angriffe.

Beim Vorgehen meines Corps zum Angriffe, mußten wir daher das Dorf Möckern im Besitze der Franzosen seitwärts liegen lassen. Diese unterließen nun nicht, auf unsere zurückgehenden zahlreichen Verwundeten ein lebhaftes Feuer zu unterhalten, so daß viele der Unserigen hier noch schwerer verwundet oder getödtet wurden, wie ich dieses selbst mehrfach gesehen habe. Auch ich empfand plötzlich einen brennenden Schmerz auf meiner linken Schulter, fasse unwillkürlich mit der Hand dahin und fühle hier ein Loch in meinem Ueberrocke, vermuthlich durch eine matte Kugel verursacht, welche aus Möckern, mir links gelegen, abgeschossen war. Um den Grad meiner vermeintlich hier erhalte-

nen zweiten Verwundung gleich näher zu prüfen, hob ich den linken Arm und bemerkte zu meiner Freude, daß ich ihn noch ungehindert bewegen konnte. Da auch kein Blut sich zeigte, so konnte ich nicht verwundet sein, sondern hatte nur einen Prellschuß erhalten, was sich später auch bestätigte, als ich Abends in Schkeuditz auf meinem Strohlager die genaue Untersuchung vornehmen konnte. Es fand sich, daß die Kugel Ueberrock und Weste durchlöchert, das Hemd aber nur stark gescheuert hatte. Sie muß dann zur Erde gefallen sein. Auf der Haut der Schulter befand sich ein schwarzer Fleck; er war etwas geschwollen und verursachte einen stechenden Schmerz, welcher sich jedoch schon während der ersten Nacht milderte und in den nächsten Tagen sich ganz verlor.

So lange ich noch keinen Wagen erreicht hatte und zum Weiterkommen mich meiner Füße bedienen mußte, wurde ich aber doch in Folge dieser Quetschung auf der linken Schulter genöthigt, meinen Säbel abzukoppeln, und ihn in die rechte Hand als Stütze für meinen verwundeten rechten Fuß zu nehmen, da derselbe mir mehr und mehr den Dienst versagte.

Wenige Minuten nach diesem Vorfalle, wurde ich auf ähnliche Art von Neuem aufgeschreckt. Ich empfand plötzlich einen Schmerz an der innern Seite meines linken Schenkels, blickte schnell dahin, und sah einen Lappen meiner schwarztuchenen Beinkleider herunterhängen. Da dieser Fuß mir aber seinen Dienst weiter nicht versagte, so durfte ich hoffen, hier ebenfalls nur mit einer unschädlichen Quetschung davon gekommen zu sein. Diese Vermuthung bestätigte sich auch bei der genauen Untersuchung. Ich konnte es mir nicht anders erklären, als daß eine der matten Kugeln, welche hier noch allerwärts umherpfiffen, mir in dem Augenblick, als ich beim Gehen einen Fuß vorgesetzt, zwischen den Beinen hindurchgegangen, und kurz vor mir zur Erde gefallen sei. Sie hinterließ auf der Haut einen schwärzlich geschwollenen Fleck, welcher noch mehrere Tage ziemlich schmerzte.

Ich erreichte nun die Landstraße; auch hier schlugen fortwährend noch Kanonenkugeln ein. Der Feind hatte vermuthlich die zahlreichen Verwundeten, welche sich längs der Straße zurückbewegten, für anrückende Verstärkungstruppen gehalten und daher mehrere seiner Geschütze auf

die Straße gerichtet, um sie durch Prellschüsse zu fegen. Auch hier wurden noch viele Verwundete getödtet oder verstümmelt.

Ich ging auf dem Fußsteige, welcher sich auf der Landstraße am Garten hinzog weiter, als mich ein Soldat meiner Compagnie freundlich anredete. Es war ein Lithauer, Gurzeiko seines Namens, einst der Lustigmacher der Compagnie wegen seiner stets heiteren Laune und der angebornen Komik. Er fragte mich, als er mich gewahrte, in gebrochenem Deutsch: „O! Herr Leitmand! bist blasirt?“ Der Lithauer dutzt nemlich Jeden ohne Unterschied in seiner Muttersprache. Als ich die Frage bejahte, indem ich auf den sehr steif gewordenen Fuß hinwies, zeigte er mir seine verwundete rechte Hand, welche er mit einem Tuche umwickelt hatte, und sagte: „ick auch blasirt, kann nick mehr schießen.“ Zugleich bot er mit gutmüthiger Dienstfertigkeit mir seine Unterstützung an, die ich um so lieber annahm, als mein Fuß mir immer mehr den Dienst versagte. Ich stützte mich also auf ihn, indem ich mich an seiner linken Schulter festhielt, wobei ich den Fußsteig der Landstraße verlassen mußte.

Nur wenige Schritte waren wir auf diese Art nebeneinander gegangen, als ich plötzlich einen dumpfen Knall vernahm, zur Erde fiel, mich mit Blut bespritzt fühlte, neben mir ein Bein liegen sah, und den Gurzeiko rufen hörte: „Camerad! stech mi todt! stech mi todt!" Eine der vielen auf der Landstraße dahinrollenden feindlichen Kanonenkugeln hatte ihm von hinten das Bein weggerissen, so nah am Unterleib, daß die Eingeweide heraus hingen. In diesem furchtbaren Zustande mußte ich ihn im Graben liegen lassen, doch kann er nur wenige Minuten noch gelebt haben. Die Rettung meines eigenen Lebens hatte ich der Hülfleistung des armen Gurzeiko zu verdanken, die mich genöthigt hatte, den Fußsteig zu verlassen. Ohne Zweifel würde ich sonst sein Schicksal gehabt haben.

Ein anderer Soldat meines Regiments, Namens Lau, der sich in der Nähe befand, half mir wieder auf, und blieb auch zur Pflege und weiteren Hülfe bei mir. Dieselbe Kanonenkugel, welche den Gurzeiko getödtet hatte, hatte ihm den Mantel von oben bis unten im Rücken zerrißen, ohne daß er mehr, als einen heftigen Stoß davon gespürt hatte.

Wir erreichten nun endlich einen Punkt an der Straße, wo außerhalb dem Schußbereiche, eine Anzahl Fuhren zum Fortschaffen der Verwundeten bereit stand. Auch die Chirurgen waren hier beschäftigt, die ankommenden Verwundeten mit dem ersten Verbande zu versehen.

Ich hätte mich zu diesem Zweck ganz entkleiden müssen, wozu mir die herbstliche Luft zu rauh war, und zog daher vor, mir mit Hülfe des Musketiers Lau, einen Platz auf einer der Wagen zu suchen, was mir nöthiger, als ein erster flüchtiger Verband schien, da der Andrang der Verwundeten, welche fortgebracht sein wollten, sehr groß, die Anzahl der dazu bestimmten Fuhren aber unzureichend war.

Der Wagen, auf welchem ich Platz genommen hatte, war bald mit vielen andern Verwundeten besetzt, so viel es der Raum gestattete, und nun fuhren wir im langsamen Schritt längs der Landstraße nach Schkeuditz, bis wohin wir noch eine kleine Meile hatten, und welches wir erst gegen Abend erreichten. Wir fanden die Stadt mit Verwundeten bereits sehr angefüllt, sogar in der Hauptstraße und auf dem Marktplatze, lagen sie bereits auf einer großen Streu, so daß für die Wagen nur eine schmale

Strecke freigelassen war. Es gewährte einen schauerlichen Eindruck, als wir in einer langen Wagenreihe hier zwischen den mannigfaltigsten Gruppen der zahlreichen Verwundeten, welche häufig vor Schmerzen jammerten, langsam einherzogen.

Durch die Sorgfalt meines Musketiers Lau erhielt ich glücklicherweise noch ein Quartier-Billet, konnte aber davon keinen Gebrauch machen, weil Lau mir anzeigte, daß bereits alle Winkel des mir angewiesenen Hauses mit Verwundeten angefüllt wären, so daß er darin für mich nirgend mehr ein Plätzchen habe ermitteln können. Es wurde daher in einem Gasthause am Markte versucht, Unterkommen zu finden, und dieses gelang wider Erwarten. Ich bekam ein Kämmerchen, worin einige Bund Stroh auf der Erde ausgebreitet wurden. Bald darauf brachte man noch zwei andere Verwundete herein. Bei dem Scheine einer kleinen Lampe, war nun das erste Geschäft, unsre Wunden zu besichtigen, zu reinigen und, so weit wir es selbst vermochten, nothdürftig zu verbinden, wozu das kleine Verbandzeug uns gut zu statten kam, welches die mehrsten Officiere im Kriege stets bei sich führten.

Mit meinen beiden Quartiergenossen, verwundeten Officieren von der schlesischen Landwehr, wurde ich bald näher bekannt, und wir drei leisteten uns beim Verbinden gegenseitig cameradschaftliche Hülfe. Zu meiner größten Freude überzeugte ich mich bei der genauen Untersuchung meiner Wunde, daß die Kugel, welche über dem rechten Knie den Fuß getroffen hatte, durch den Schenkel gegangen, auf dessen Rückseite eine zweite Wunde gemacht, aber keine Knochen verletzt hatte; eben so, daß die auf der Schulter und an dem innern Schenkel erhaltenen Quetschungen ohne bedenklichen Folgen waren.

Am nächsten Morgen den 17. October, erhielten wir den Besuch des damaligen Oberarztes Pausewang, welcher zur ärztlichen Pflege die Verwundeten hier untersuchte. Dieser freundliche Arzt bot auch uns seinen Beistand, besah unsre Wunden, verband sie nochmals und kunstgerechter, als wir es gethan hatten, und besorgte uns einen Wagen zur Fahrt nach Halle. Wir drei wurden, mit der bereitwilligen Hülfe unserer Wirthsleute, in das Stroh des Wagens sorgfältig eingepackt, mußten aber nach der Anordnung des genannten Oberarztes, noch zwei andern ver-

wundeten Officieren von der schlesischen Landwehr, welche mit uns im nemlichen Hause gewesen waren, in unserm Wagen Platz geben.

Also waren fünf verwundete Officiere und der Fuhrmann auf diesem nur zweispännigen, nicht hinreichend geräumigen Wagen, ziemlich enge zusammen gepackt, und Jeder mußte daher auf die Bequemlichkeit verzichten, welche unser Zustand sonst wohl wünschenswerth machte. Da ich von allen am leichtesten verwundet war, so begnügte ich mich gern mit dem unbequemsten Platze auf dem Wagen vorn neben dem Fuhrmann. Ich empfand jedoch bald empfindliche Schmerzen, diese linderten sich erst, als ich auf den Gedanken fiel, den Fuß nicht in der herabhängenden, sondern in einer wagerechten Lage zu halten. Um aber letzteres zu bewerkstelligen, mußte der Fuhrmann von einem der Bäume an der Straße, einen starken Ast abbrechen, mittelst dessen ich meinen Fuß in der schwebenden Lage, so gut es anging, zu erhalten suchte. Mein Diener Lau begleitete unsern Wagen zu Fuß.

Die Witterung war unfreundlich und herbstlich rauh; dieses und meine unangenehme Lage auf dem Wagen, so wie die Zunahme der

Schmerzen bei der Erschütterung auf der Landstraße, obgleich nur im Schritt gefahren wurde, ferner die Schmerzenslaute meiner Reisegefährten, machten mir die drei Meilen von Schkeuditz nach Halle, recht unangenehm. Wir waren daher sehr froh, als wir endlich um die Mittagszeit letztere Stadt erreichten.

Ankunft in Halle.

Vor dem Thore fanden wir eine Menge nebeneinander aufgefahrener Geschütze und hörten, daß dieselben in der gestrigen Schlacht dem Feinde abnommen, und heute früh hier angekommen waren. Am Thore standen viele Einwohner von Halle, welche an die Wagen traten, um den Verwundeten Theilnahme zu äußern und Hülfe anzubieten. Die Bürger von Halle standen damals schon bei der preußischen Armee im Rufe großer Anhänglichkeit an Preußen, wozu sie früher so lange gehört hatten. Diese Liebe bewährte sich auch jetzt; ohne eine Quartier-Anweisung abzuwarten, erboten sie sich selbst zur Aufnahme und Pflege der Verwundeten in ihren Häusern, und führten die Wagen mit den Verwundeten bis dahin.

Auch unser Wagen wurde auf solche Art von einem Herrn Gerlach in Beschlag genommen, und nach seinem Hause (Märkerstraße Nr. 504) geführt. Wir fanden hier viele bereitwillige Hände, welche uns vorsichtig vom Wagen hoben

und in ein unteres Zimmer brachten, das zu diesem Zweck bereits mit Betten versehen war. Die freundlichen Wirthsleute erquickten uns bald darauf mit Speise und Trank und wir fühlten uns daher nach der unangenehmen Fahrt hier bald recht behaglich.

Am folgenden Morgen brachte mein Diener Lau die betrübende Nachricht, daß mein würdiger Bataillons-Commandeur, der Major von Schleuse, welcher am 16. schwer verwundet nach Halle gebracht wurde, in der letzten Nacht gestorben sei. Da erinnerte ich mich, daß der Major vor der Schlacht, eine Vorahnung seines nahen Schicksals geäußert hatte. Während unsers Marsches in der Nacht vom 14. zum 15. October von Halle nach Schkeuditz fiel uns Officieren des Regiments nämlich auf, daß der sonst so sehr heitere und allen Gefahren mit Muth und Kaltblütigkeit entgegen tretende Mann, ungewöhnlich still und in sich gekehrt erschien. Auf unsere Fragen erwiederte er mit großem Ernst, daß wir nach allen Vermuthungen einer entscheidenden Schlacht entgegen gingen, und Niemand wisse, welches Schicksal ihn darin erwarte. Er habe daher über seinen geringen Nachlaß zu Gunsten sei-

nes treuen Dieners Wiesenberg verfügt, und demselben eine versiegelte Schrift gegeben; er bitte daher die Cameraden, wenn er in der Schlacht bleiben sollte, seinen Diener bei der Vollziehung seiner letztwilligen Bestimmung zu beschützen. Wir bemühten uns, seine trübe Stimmung zu verscheuchen, aber vergebens; er blieb ernst und in sich gekehrt, und das Regiment war am 16. kaum ins Feuer gekommen, so sahen wir ihn auch schon vor der Front unsers Bataillons, durch eine Kugel getroffen vom Pferde sinken, worauf er sogleich von Soldaten weggetragen, und nach Halle gefahren wurde.

Flucht nach Landsberg und Rückkehr nach Halle.

Am 18. October Abends, als es bereits ganz dunkel geworden, ließ sich in den Straßen von Halle eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit spüren. Zum öftern sprengten Reiter unter unsern Fenstern eilig vorüber. Mein Diener, welchen ich ausgeschickt hatte, um nach der Ursache zu forschen, brachte die unangenehme Nachricht, daß die Leute von der nahen Ankunft eines französischen Corps sprächen, welches von Merseburg her im Anmarsche sei, daher auch alle in Halle liegende Verwundete bereits Anstalten träfen, diese Stadt noch heute Abend zu verlassen, um nicht in feindliche Gewalt zu gerathen.

Diese Nachricht hielt ich aber für unzuverlässig, schickte daher meinen Diener sogleich zum Oberstlieutenant von Lobenthal, meinem Regiments-Commandeur, welcher ebenfalls verwundet in Halle lag, um von ihm zu erfahren, in wie weit das erwähnte Gerücht gegründet sei, und ob auch er die Stadt verlassen würde. Er ließ mir

sagen, die Nachricht wegen des baldigen Einrückens französischer Truppen in Halle sei zwar keineswegs sicher, doch finde er es der Klugheit gemäß, eine mögliche Kriegsgefangenschaft zu vermeiden, und werde deshalb sogleich Halle verlassen und sich nach Landsberg begeben, um dort die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten.

Wir beschlossen einstimmig in gleicher Weise zu handeln und sandten zu diesem Zweck meinen Diener mit einem Zettel, welcher die Bitte, um Zusendung eines Vorspann-Wagens enthielt, zum Rathhause. Bald nachher hielt er auch schon mit einem vierspännigen Wagen bei unserer Wohnung, und erzählte, er habe im Rathhause den Andrang wegen Verabfolgung von Fuhrwerken so groß gefunden, daß er befürchtet habe, auf dem gesetzlichen Wege keinen Wagen mehr zu erhalten. Er habe sich daher einer List bedient, indem er, aus dem Rathhause kommend, einem der vor demselben haltenden Vorspänner meinen Zettel vorgezeigt, und ihn dadurch veranlaßt habe, sogleich mitzukommen, da der Vorspänner wahrscheinlich Geschriebenes nicht lesen konnte, und meinen Zettel für den Befehl des Magistrats hielt.

Unsere Wirthsleute waren uns nicht allein beim Einsteigen in den Wagen sehr behülflich, sondern gaben uns auch noch einen Theil ihrer Betten mit, wobei sie uns einen Bekannten in Landsberg nannten, dem wir solche wieder abzuliefern hätten.

Begleitet von den Segenswünschen der guten Wirthsleute, wurde um 9 Uhr Abends in der ziemlich kühlen Herbstnacht unsere abentheuerliche Reise nach Landsberg angetreten. Kaum hatten wir aber den Marktplatz, über welchen der Weg führte, erreicht, so trat ein Unterofficier an den Wagen, und befahl dem Fuhrmann zu halten und die Pferde sogleich auszuspannen, um die eroberten Geschütze fortbringen zu helfen. Ueber diese Zumuthung sehr entrüstet, bedeutete ich dem Unterofficier, daß auf dem Wagen fünf verwundete Officiere wären, die nicht nöthig hätten, von ihm die Pferde ausspannen zu lassen. Der Unterofficier erwiederte hierauf bescheiden, aber bestimmt, daß er vom Stadt-Commandanten Befehl habe alle Pferde ohne Ausnahme in Beschlag zu nehmen und daher hierauf nicht Rücksicht nehmen dürfe. Wir unterhandelten lange vergeblich, bis ein glücklicher Zufall den Platzmajor der Stadt

bei uns vorbeiführte, welchem der Unterofficier unsere Weigerung wegen Ausspannens der Pferde meldete. Der Platzmajor billigte sogleich das Verfahren des Unterofficiers mit dem Bemerken, daß allerdings der Commandant diese Maßregel zur Fortschaffung der eroberten Geschütze angeordnet habe und wir uns darin zu fügen hätten. Wir legten uns nun aufs Bitten, und erlangten vom Platzmajor die Gestattung der Abfahrt, indem er bemerkte, daß er uns zu Gefallen annehmen wolle, unser Fuhrwerk gar nicht gesehen zu haben.

Sehr erfreut über diesen guten Ausgang, erreichten wir bald das Steinthor, von wo ein kleiner nicht gebauter und in der herbstlichen Witterung stark durchweichter Landweg, nach dem zwei Meilen weit entfernten Städtchen Landsberg führte. Vor dem Thore stießen wir an eine lange Reihe von Wagen, die sämmtlich mit Verwundeten beladen waren, und sahen außerdem noch viele leicht verwundete Soldaten, welche, um ebenfalls der möglichen Gefangenschaft zu entgehen, im tiefen Schmutze auf beiden Seiten des Weges, zu Fuße fortzukommen suchten. Unser Wagen konnte sich nur schleichend fortbewegen, weil die lange Wagenreihe vor uns in dem tiefen, lehmigen Wege

so langsam fuhr, und öfters langes Stillstehen durch Stockungen, wovon die Ursachen unbekannt blieben, Statt fand.

Bis gegen ein Uhr Nachts war es ziemlich dunkel; erst um diese Zeit beleuchtete der aufgehende Mond die Scene, und ließ die Bergkuppe in der Entfernung erkennen, welche der Landsberg genannt wird, und an deren Fuße das Städtchen gleichen Namens liegt. Die rauhe Herbstnacht, die sehr langsame Fahrt, insbesondere die stark zunehmenden Schmerzens-Aeußerungen der zum Theil schwer verwundeten Cameraden auf meinem Wagen, veranlaßten uns zu dem Entschlusse, nach einem nahen Dorfe, welches uns das Mondlicht erblicken ließ, auszubiegen, um für den übrigen Theil der Nacht daselbst vielleicht ein besseres Unterkommen zu finden, als im Städtchen bei dem starken Zudrange der vielen Verwundeten möglich sein dürfte.

Wir ließen daher an einem nach jenem Dorfe abführenden Landwege rechts einlenken, und erreichten bald den nächsten Bauernhof, dessen Thorweg wir aber verschlossen fanden. Nachdem mein Bursche lange angeklopft hatte, erschien, aus dem Schlafe geweckt, der Bauer, öffnete das Thor und zeigte sich auf unsere dringenden Bitten be-

reit, bis zum nächsten Morgen Obdach in seinem Hause zu gewähren. Da wir in der kühlen Nachtluft ziemlich durchfroren waren, so that uns seine geheizte Stube recht wohl, so wie die warme Milch und die Kartoffeln, womit die gefällige Wirthin unsern Hunger stillte. Auf einem uns bereiteten Strohlager vergaßen wir bald die Unannehmlichkeiten der nächtlichen Fahrt und erquickten uns durch den Schlaf.

Am folgenden Morgen, den 19. October, weckte uns der Wirth mit der angenehmen Nachricht, daß die Franzosen wohl nicht nach Halle gekommen sein müßten, indem man den ganzen Weg mit schwedischen Soldaten, mit Kosacken, welche nach Halle marschirten, so wie mit vielen Fuhren Verwundeter, welche dahin zurückkehrten, bedeckt sähe. Wir beschlossen auf diese Nachricht, sogleich nach Halle zurückzukehren. Der Morgen war zwar hell, die Luft aber empfindlich rauh. Bald erregte zu unserer Linken in der Ferne das Dröhnen einer starken Kanonade unsere Aufmerksamkeit, wir sahen sogar den Pulverdampf, und erfuhren später, daß dieses der letzte Theil der Schlacht bei Leipzig gewesen, der die Franzosen zum eiligen Rückzuge bestimmt hatte.

Als wir Halle bald wieder erreicht hatten, zeigte sich in den Straßen eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Viele Menschen standen versammelt an den Straßen-Ecken und lasen aufmerksam einen Anschlag. Auch wir ließen an einer Straßen-Ecke anhalten. Hier lasen wir nun eine öffentliche Bekanntmachung des Generals von York vom 19. October, daß die französischen Heere am 16. 17. und 18. October bei Leipzig eine gänzliche Niederlage erlitten hätten, ihnen eine große Anzahl von Gefangenen, Geschützen und andern Trophäen abgenommen wäre und daß die verbündeten Truppen beim Abgange des Couriers im Begriffe ständen, die Stadt Leipzig zu besetzen, welche die Franzosen bereits verließen. Bald begegneten wir in der Straße einigen Cameraden meines und des Leib-Regiments und erfuhren von ihnen, daß das York'sche Corps schon in der Nacht vom 16. zum 17. October das Schlachtfeld von Leipzig verlassen und einen Flankenmarsch über Freiburg gemacht, hier ein hitziges Gefecht gegen die auf dem Rückzuge befindlichen Franzosen bestanden hatte, und während der letzten Nacht in und bei Halle angekommen war.

Von meinen Cameraden mußte ich aber zugleich mit Trauer vernehmen, daß mein Regiment in der Schlacht am 16. bedeutende Verluste erlitten, indem in derselben zwölf Officiere geblieben und die Mehrzahl der andern Officiere mitunter schwer verwundet waren; außerdem aber sei eine große Anzahl von Unterofficieren und Gemeinen getödtet und verwundet, so daß vom Ueberreste der beiden Musketier-Bataillone des Regiments, welche 1500 Mann stark in die Schlacht gingen, am Abend des 16. Octobers nur noch 300 Mann kampffähig blieben, aus welchen vorläufig ein kleines Bataillon zu zwei Compagnien gebildet werden mußte.

Wir waren in unser altes Quartier in Halle, welches wir Abends zuvor verlassen hatten, zurückgekehrt und fanden dort die frühere freundliche Aufnahme wieder. Die Wirthsleute erzählten uns, daß bald nach unserer Abfahrt, durch die Ankunft des Yorkschen Corps alle Besorgnisse wegen der Ankunft feindlicher Truppen, gehoben worden und sie daher unserer baldigen Rückkehr sicher entgegen gesehen hätten. Meine Wunde, die mich bisher noch nicht so unangenehm belästigt

hatte, war nun, besonders durch die Erschütterung auf dem Wagen, bereits in starke Eiterung gekommen und das ganze Bein dick angeschwollen, was empfindliche Schmerzen verursachte und mich ununterbrochen im Bette hielt. Da ich es aber für Pflicht hielt, meiner mütterlichen Wohlthäterin, der Frau Majorin von Seydewitz, von meinem Aufenthalte und Schicksale Nachricht zu ertheilen, um so mehr, als sie mich bei unserer letzten Trennung dazu aufgefordert hatte, auch Halle von Scortleben nur drittehalb Meilen entfernt ist, so sandte ich ihr durch einen Boten Nachricht von mir. Meine liebe Wohlthäterin antwortete, wie sich erwarten ließ, ungemein freundlich und theilnehmend, und lud mich ein, die Heilung meiner Wunden in Scortleben unter ihrer Pflege, mir gefallen lassen zu wollen. In der gewissen Hoffnung, daß ich ihr diese Bitte nicht abschlagen werde, versprach sie zugleich, an einem der nächsten Tage eine bequeme Fuhre zu meiner Abholung nach Halle zu schicken.

Am 29. October hielt ein mit Betten und andern Bequemlichkeiten versehener Wagen an meinem Quartier, und ein freundliches Billet vom

Domprobst von Hollenuffer lud mich in Verfolg einer mit der Frau von Seydewitz genommenen Abrede ein, in sein Haus einzukehren, bis ich so weit hergestellt sein würde, meinen Aufenthalt wieder nach Scortleben verlegen zu können.

Abermaliger Aufenthalt in Merseburg und Scortleben.

Ein Wagen brachte mich gegen Abend wohl behalten nach Merseburg, wo ich in der Familie des würdigen Domprobstes von Holleuffer die freundlichste Aufnahme fand. Dasselbe Zimmer, welches ich zwei Monate zuvor bewohnt hatte, wurde mir auch jetzt wieder angewiesen. Aber wie hatten die Verhältnisse sich seitdem geändert! Aus denselben Fenstern, wo ich früher nur französische Truppen vorbeimarschiren sah, erblickte ich diese nur noch als Kriegsgefangene, dagegen große Schaaren von Kosacken und andre Truppen der Verbündeten. Der französische Commandant, der früher immer in dem benachbarten Zimmer sich aufhielt, war längst verschwunden und Niemand wußte von seinem Schicksale. Diese völlige Umwandlung aller Verhältnisse konnte mir in der ersten Zeit nur wie ein Traum erscheinen, bis ich in Merseburg allmählig mich mehr daran gewöhnte.

Wie bei der ersten Verwundung behandelte mich auch jetzt der Stadt-Chirurg Dr. Harnisch, mit der ihm eigenthümlichen zarten Sorgfalt. Obgleich diese Verwundung von weniger besorglichen Umständen begleitet war, als die frühere, so verursachte sie doch empfindliche Schmerzen unter der ärztlichen Behandlung, insbesondere das Durchziehen einer starken, leinenen Schnur, durch den ganzen Schußcanal, und das tägliche Hin- und Herschieben derselben, als ein nothwendiges Mittel zur gründlichen Reinigung desselben von den Theilen der Kleidungsstücke, welche mit der Kugel eingedrungen waren.

Mein jetziger Aufenthalt in Merseburg gewann für mich an Bedeutung durch die Anwesenheit des Prinzen Carl Anton Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen, damals Rittmeister in östreichischen Diensten, und zwar bei seines Vater Chevauxlegers-Regiment (Nro. 2). Er war in einem Gefechte, welches einige Wochen vor der Leipziger Schlacht bei Merseburg stattfand, durch eine Gewehrkugel an der Schulter verwundet, und hatte die Einladung der gastfreien Familie des Domprobstes von Holleuffer gerne angenommen, in ihrem Hause zu wohnen, so lange

seine Heilung es erforderlich machen würde. Er lag in einem kleinen Saale, welcher unmittelbar an mein Zimmer anstieß, und durch eine Thür mit demselben in Verbindung stand. Diese beiden Räume bewohnte zuletzt der französische Commandant. Der Prinz, nur fünf Jahre älter, als ich, begegnete mir stets höchst anspruchslos, und erheiterte mich, der ich in der ersten Zeit das Bett nicht verlassen konnte, durch seine Unterhaltung und liebenswürdige Gesellschaft.

Unter der sorgsamsten Pflege der Holleufferschen Familie und meines Arztes war im Verlaufe von drei Wochen meine Genesung weit genug vorgeschritten, daß ich die kleine Reise nach Scortleben machen konnte, und dort auch nicht mehr des täglichen ärztlichen Besuchs bedürfen würde. So folgte ich den wiederholten freundlichen Einladungen meiner mütterlichen Freundin, und reiste gegen Ablauf des Monats November dahin ab. Schon in Merseburg war meine Heilung so weit vorgeschritten, daß ich das Bett verlassen, und, wiewohl mit einiger Anstrengung langsam gehen konnte. Um hierbei aber den kranken Fuß zu schonen, mußte ich mich der Krücken bedienen.

In Scortleben fand ich den S. 121 bereits erwähnten württembergischen Rittmeister von Albedyhl, der hier beim Rückzuge der französischen Armee Schutz vor den verfolgenden Kosacken gesucht und gefunden hatte. Er war ein gesellig gebildeter, angenehmer Mann, mit manchen Sonderbarkeiten, worunter seine Leidenschaft für das Schauspielerleben am stärksten hervorstach. Aus langer Weile hatte er die Bibliothek der Frau Majorin von S. fleißig benutzt, und unter andern auch die ziemlich bändereichen dramatischen Werke von Iffland, wie er selbst oft rühmte, sämmtlich durchgelesen. Seinem vorzüglichen Gedächtnisse hatten sich hierbei manche für ihn besonders anziehende Stellen eingeprägt, und so unterhielt er sich wie uns, bei mancher vorkommenden Veranlassung, durch deren Vortrag mit bühnenmäßigem Ausdruck. Die Neigung für das Theater stieg zuletzt in ihm so hoch, daß er, von Scortleben aus, an den damals noch lebenden Theater-Direktor Iffland nach Berlin schrieb, und sich zur Anstellung bei der Königlichen Bühne anbot. Als Iffland dieses Gesuch in einer kurzen Antwort höflich ablehnte, erschien er mehrere Tage ganz niedergeschlagen und tief betrübt. Als ich

endlich im Februar 1814 Scortleben verließ, um zur Armee nach Frankreich abzureisen, ließ ich ihn noch daselbst zurück und erfuhr erst später, daß auch er bald darauf endlich abgereiset sei.

Bei der sorgsamen Pflege und der wenig bedenklichen Beschaffenheit meiner Wunden, heilten dieselben im Januar 1814 völlig zu. Daher rüstete ich mich zur Reise nach Frankreich, wohin der Schauplatz des Krieges bereits verlegt war. Um diese weite Reise vielleicht in angenehmer Gesellschaft machen zu können, hatte ich schon früher mit mehreren meiner Regiments-Cameraden, welche im Feldzuge von 1813 ebenfalls verwundet waren, und theils in Sachsen, theils in Schlesien sich aufhielten, brieflich unsere gemeinschaftliche Reise zur Armee nach Frankreich verabredet. Diese, die Lieutenants v. Scheffer, v. Auer und v. Fiedler, trafen gegen Ablauf des Monats Februar in Scortleben ein und wurden hier bis zu unserer Abreise noch einige Tage sehr gastfreundlich aufgenommen.

Abreise zur Armee nach Frankreich.

Am 2. Februar 1814 wurde die gemeinschaftliche Reise angetreten. Mit schwerem Herzen trennte ich mich von Scortleben und von meiner mütterlichen Wohlthäterin, bei der ich noch einmal eine angenehme Zeit von zwei Monaten zugebracht hatte. Ich ging von Neuem dem ungewissen Schicksale des Krieges entgegen, dessen Ende sich damals noch nicht absehen ließ, und war durch die gemachten Erfahrungen schon mißtrauisch gegen mein Kriegs-Schicksal geworden. Aber auch meine Wohlthäterin, bereits 65 Jahre alt, konnte mit ihrem zitternden greisen Haupte vielleicht bald aus dem Leben abgerufen werden, ohne daß ich sie wieder sähe. Dies Vorgefühl erschwerte mir die jetzige Trennung ungemein und erfüllte mich mit tiefer Trauer.

Unsere Reise nach Frankreich über Erfurt und Frankfurt bot wenig Beachtenswerthes. Die Festung Erfurt fanden wir theilweise noch von französischen Truppen besetzt. Die Besatzung hatte

erst kürzlich capitulirt, und sich gemäß Vertrag vorläufig nach der Cyriaksburg, einem bedeutenden Außenwerk, zurückgezogen. Es war daher eine merkwürdige Erscheinung, eine Menge feindlicher Schildwachen auf den Wällen der Cyriaksburg zu erblicken, während die preußischen Wachen am Fuße ihrer Wälle standen, und gleichzeitig auf dem Marktplatze eine Menge Rekruten für die preußischen Reserve-Bataillons, unter den Augen der Feinde, welche von der Bergveste aus die ganze Stadt übersahen, ausgebildet wurden.

Da jeder von uns einen Vorspannpaß besaß, so hatten wir uns so eingerichtet, daß wir zusammen immer zwei Fuhren nahmen; auf einer fuhren wir vier Officiere, auf der andern unsere vier Burschen mit unsern Sachen. In der Gegend von Frankfurt, besonders bei Hanau, traten uns die verheerenden Spuren allerwärts vor Augen, welche der Krieg zurückgelassen hatte und schon längs der ganzen Straße von Leipzig nach Frankfurt fand man in vielen Städten und Dörfern sprechende Kennzeichen des eiligen Rückzuges der Franzosen.

Am 13. Februar setzten wir die Reise von Frankfurt aus fort; bei Oppenheim über-

schritten wir den Rhein, und kamen weiterhin auf Kaiserslautern, Bliescastel, Saargemünd, Chateau-Salins, am 19. nach Nanzig. Auf dieser Reise hatten wir in Bliescastel und in Chateau-Salins kleine Abenteuer.

In Bliescastel erhielten wir gemäß unserer Marschroute Nachtquartier und Anweisung zum Empfange der nöthigen Vorspannwagen. Die bestellten Fuhren erschienen aber nicht, daher begab sich einer von uns auf die Mairie, um die Sache in Erinnerung zu bringen. Hier erfuhren wir, daß der Maire des Orts kürzlich gestorben, seine Stelle noch nicht wieder besetzt, und sein Stellvertreter zu schwach sei, um seinen Befehlen Kraft zu verleihen, besonders bei der Neigung zur Widersetzlichkeit, welche bei den Einwohnern unter der Regierung des verstorbenen Maires sehr zugenommen habe. Der Stellvertreter versicherte, daß er bereits an mehrere Besitzer von Fuhrwerken in der Stadt den Befehl geschickt habe, die nöthigen Pferde für uns zu stellen, aber allerwärts mit ungegründeten Vorwänden abgewiesen sei; er wisse uns nicht zu helfen, sondern müsse uns überlassen, das erforderliche Fuhrwerk

gradezu da, wo wir es fänden, in Beschlag zu nehmen. Da der Stellvertreter uns hierzu nicht nur allein ermächtigte, sondern uns sogar eine Liste aller Fuhren-Besitzer nebst einer offnen Verfügung zur Stellung der Fuhren und einen Polizeidiener zur Begleitung mitgab, so mußten wir uns schon selbst dieser Unannehmlichkeit unterziehen.

Um bei den betreffenden Einwohnern mehr Ansehen zu gewinnen, gingen wir vier Officiere in Begleitung unserer Burschen zusammen, fanden aber bei den meisten Fuhrenbesitzern keine Pferde im Stalle, sondern mußten uns mit der Antwort begnügen, daß die Pferde bereits auf Reisen wären. Endlich gelang es, einen zweiräderigen Karren, deren man sich hier, und in Frankreich überhaupt, mehr, als der vierräderigen Wagen bedient, aufzutreiben, aber es fehlte zu unserem Fortkommen mindestens noch ein solches Fuhrwerk. Um dasselbe zu erhalten, begaben wir uns zu einem wohlhabenden Juden, und zwar auf besondere geheime Anweisung mehrerer Einwohner, welche zugleich bemerkten, sie wüßten gewiß, daß derselbe seine Pferde zu Hause hätte.

Der Zweck unserer Patrouille war aber im Städtchen bald bekannt geworden, und veranlaßte,

daß Viele ihre Pferde fortschickten. Der Jude, zu welchem wir nun gingen, hatte sich damit verspätet und sandte zwei Pferde durch seinen Sohn oder Knecht eben weg, als wir uns seinem Hause näherten. Wir riefen ihm zu, anzuhalten, was er auch augenblicklich that, bald darauf hörten wir aber aus einem geöffneten Fenster des untern Stockes im jüdischen Dialekt ihm zurufen: „reit zu! reit zu!" worauf die Pferde schnell wegtrabten.

Einer von uns, der Lieutenant von S., etwas heftigen Temperaments, ging sogleich an das Fenster, aus welchem der Zuruf geschah, und wollte den Juden zur Rede stellen. Dieser jedoch wartete es nicht ab, sondern machte das Fenster schnell zu und blieb daran stehen. Lieutenant v. S., hierüber noch mehr erbittert, nahm den Kosacken-Kantschuh, welchen er gewöhnlich, da er ein Reitpferd hatte, über seine Schulter hängend trug, schlug mit demselben gegen das Fenster, wobei eine große Scheibe nicht nur sogleich in viele Stücke zerbrach, sondern der Kantschuh auch die Stirn des Juden traf, so daß bald eine ansehnliche Beule entstand. Hiermit noch nicht befriedigt, drang er, ungeachtet wir ihn von weitern Schritten abzuhalten suchten, in das Haus des

Juden, und verlangte, daß er ihm sogleich auf die Mairie folgen sollte.

Unterdessen hatte dieser Vorfall eine Menge Menschen, mehrentheils Juden versammelt, welche in das Haus eindrangen. Weil wir besorgten, daß sie sich an unserem Cameraden vergreifen möchten, so zogen wir unsere Säbel um nöthigenfalls mit Hülfe desselben den freien Eingang ins Haus zu erzwingen und unseren Cameraden zu schützen. Bei dieser Veranlassung sah ich, als ich meinen Säbel schnell aus der Scheide zog, einen in meiner Nähe stehenden, etwa zwanzig Jahre alten Juden-Burschen über meine blanke Säbelklinge so erschrecken, daß er unwillkürlich mehrere Fuß in die Höhe sprang, sogleich im stärksten Laufe wegeilte, und sich noch öfters furchtsam umsah.

Unser Camerad kam uns indeß schon an der Thüre mit dem Juden entgegen, und begab sich mit uns, von einem großen Schwarme Menschen verfolgt, auf die Mairie. Da wir noch immer unsere Säbel gezogen hatten und drei unserer Burschen mit Musketen bewaffnet (der vierte wurde als Schildwache an dem bereits erlangten Fuhrwerke zurückgelassen) waren, so sah es aus, als wenn wir gefährliche Verbrecher geleiteten.

Diese Maaßregel unsererseits schien uns nöthig, um das Volk einigermaßen in Achtung zu halten.

Auf der Mairie angekommen, wurde der stellvertretende Maire vom Lieutenant v. S. aufgefordert, den Juden, weil er sich seiner Forderung widersetzt, sogleich in unserm Beisein bestrafen zu lassen, insofern derselbe sich nicht verpflichte, uns spätestens binnen einer halben Stunde ein angemessenes Fuhrwerk bis zur nächsten Station, zur Verfügung zu stellen. Als der Jude diese Entscheidung vernahm, erklärte er sich sogleich bereit, das Fuhrwerk zu stellen, indem seine weggeschickten Pferde ganz in der Nähe der Stadt seien, und in kurzer Zeit von da zurückgeholt werden sollten.

Auf diese Weise endete der unangenehme Vorfall zu unserer Zufriedenheit. Wir gingen in unser Quartier zurück, mußten aber auf die Ankunft des vom Juden zu stellenden Fuhrwerks noch eine Stunde warten.

Durch diese Vorgänge wurde aber unsere Abreise von Bliescastel, welche aus den Nachtquartieren gewöhnlich Morgens früh stattfand, bis gegen Mittag hin, unangenehm verzögert, aber wir fühlten uns doch sehr wohl, als wir das Städtchen hinter uns hatten, um so

mehr, als wir beim Fahren über den Marktplatz eine Menge Menschen versammelt sahen, welche uns mit allgemeiner Aufmerksamkeit und mitunter wenig freundlichen Blicken beobachteten. Erst später erkannten wir das Gewagte unserer Dreistigkeit, da wir in einer Stadt des feindlichen Landes doch zu schwach gewesen wären, Anfälle abzuwehren.

Ein zweites Abenteuer begegnete uns schon am folgenden Tage. Wir waren noch eine Stunde Weges von unserem Nachtquartier, dem Städtchen Chateau-Salins Nachmittags entfernt, als von einer Nebenstraße her, eine lange Proviant-Colonne von einem preußischen Kriegscommissair geführt und unter der Bedeckung einiger Kosacken zu uns stieß. Bald darauf begegnete uns ein französischer Postillon mit Postpferden, grüßte höflich, äußerte jedoch: „Wenn Sie nach Chateau-Salins reisen wollen, so ist ihnen wohl nicht „bekannt, daß die ganze Stadt voll französischer „Truppen liegt.“ Als wir bemerkten, daß dieses nicht möglich sei, weil ja jetzt die französische Armee jenseits der Marne stehe, erwiederte er: „die französische Besatzung von Metz, welches „nur fünf Stunden von Chateau-Salins ent-

„fernt ist, hat einen großen Ausfall gemacht und „auch einen starken Haufen nach letzterem Städt„chen entsendet, um aus den hiesigen Salinen sich „mit Salz zu versorgen.“ Wir dankten für diese Benachrichtigung, und fragten ihn noch schließlich, ob seine Anzeige auch gewiß wahr sei. Er betheuerte die Wahrheit mit ernstem Gesichte, und fügte, auf die sinkende Sonne zeigend, hinzu: „so wahr die Sonne am Himmel steht.“

So trabte er fort. Wir machten sogleich Halt und beriethen, wie wir uns unter solchen Umständen verhalten sollten. Daß die Franzosen einen Ausfall aus Metz gemacht hatten, war gegründet; wir hatten davon schon in Saargemünd, welches wir Mittags durchfuhren, viel sprechen hören; es ließ sich daher an der Richtigkeit der Aussage des Postillons nicht zweifeln. Der Kriegscommissair zeigte sich unter diesen Umständen natürlich sehr besorglich, da er große Vorräthe von Branntwein, Zwieback, Mehl u. dgl. zur Armee führte, und dieselben nicht den feindlichen Truppen Preis geben, aber auch mit seinem langen, unbehülflichen Zuge, der wohl eine Viertelstunde weit die Straße bedeckte, nicht sogleich umkehren und zurückfahren konnte. An die Möglichkeit, daß

der Postillon sich einen Scherz habe machen und uns ängstigen wollen, wie es im Kriege nicht selten der Fall ist, dachte Keiner.

Der Lieutenant v. S. ritt vielmehr mit zwei Kosacken von der Proviant-Colonne als Patrouille vor, während wir für uns die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln trafen. Die beiden Vorspannfuhren ließen wir quer über die Straße drehen, die Räder davon abziehen, und unsere vier Burschen mit ihren Musketen hinter den Wagen sich aufstellen. Ferner wurden zwei Kosacken auf eine seitwärts unweit der Landstraße gelegenen Anhöhe, als Vedette aufgestellt, und endlich für den schlimmsten Fall noch verabredet, daß wir, Alles im Stiche lassend, jeder Mann eines der besseren Wagenpferde von der Colonne benutzend, querfeldein nach einem Dorfe jagen wollten, dessen Thurmspitze ungefähr eine Stunde weit hinter uns, seitwärts der Straße sichtbar war, wo wir uns wieder vereinigen und den Umständen gemäß die weitern Maßregeln treffen wollten. Das Signal zur Flucht sollte, insofern anrückende feindliche Truppen uns nicht früher dazu zwingen würden, einige Pistolenschüsse sein, welche der Lieutenant v. S. durch seine beiden Kosacken geben lassen würde,

sobald er von der Wahrheit der Aussage des Postillons Ueberzeugung gewonnen hätte, und nach seinem Dafürhalten zu unserer Umkehr und Rückfahrt nicht mehr Zeit sei.

Alle diese Vorkehrungen wurden schnell und so gut, wie möglich, getroffen, und nicht ohne große Spannung begleiteten unsere Augen den Lieutenant v. S., welcher von den Kosacken gefolgt, auf der Straße nach Chateau-Salins ritt, nach geraumer Zeit aber mit der Nachricht zurückkehrte, daß auch nicht ein einziger französischer Soldat in dem Städtchen zu finden sei, der Postillon uns also getäuscht habe.

Folgenden Tages erreichten wir die freundliche Stadt Nancy an der obern Mosel, und meldeten uns bei dem preußischen Commandanten. Er kündigte uns an, daß wir in der bisherigen Art nicht mehr weiter reisen dürften, weil wir uns nicht allein dem Kriegsschauplatze näherten, sondern auch die Straßen durch viele in den Bergen der Champagne herumstreifende Frei-Schaaren so unsicher geworden seien, daß alle Reconvalescenten in Nancy aufgehalten, bewaffnet und nur in größern Trupps vereinigt zur Armee abgehen könnten. Wir sollten daher einige Tage

in Nancy liegen bleiben, und wurden dann einem ansehnlichen Trupp zugetheilt, welcher aus Genesenen aller Waffengattungen bestehend, unter dem Commando eines Staabsofficiers weiter geführt wurde.

Am 20. Februar zogen wir mit diesem Corps von Nancy ab, über Villeu, Villeu le sec, Toul, Sorcy, überschritten die obere Maas mit ihren schroffen Thälern, deren Berge mit unabsehbaren Weinpflanzungen bedeckt sind und vielen Nachzüglern zu Schlupfwinkeln dienten, welche jedoch nur hin und wieder sich blicken ließen, aber sich für zu schwach hielten, unsern Marsch zu hindern. Weiterhin kamen wir durch die Städte Ligny am Ornain, Bar le duc, St. Dizier, Vitry, Chalons an der Marne, Vertus, Epernay an der Marne und Rheims. Unser Marsch wurde mehrfach durch die von der Armee eingehenden, oder auch durch gänzlichen Mangel aller Nachrichten unterbrochen. Napoleon hatte sich bekanntlich mit einem Corps in den Rücken der Verbündeten geworfen, um sie von ihrem Marsche auf Paris abzuziehen, daher fehlten unserm Führer öfters selbst alle Nachrichten von unserm eigenen Heer. Er sah sich hierdurch

veranlaßt, in einigen der größeren Städte einige Tage liegen zu bleiben, dieselben mit einer Vorpostenkette zu sichern und Patrouillen auszusenden.

Endlich erreichten wir im weitern Marsche über Corbeny, Aippes und Laon am 5. März zu unserer und aller Cameraden großer Freude unser Regiment im Bivouac beim Dorfe Margiville.

Der Feldzug von 1814.
Schlacht bei Laon.

Am 6. März brach mein Regiment aus dem erwähnten Bivouac auf und zog auf die Höhen bei Laon, bivouakirte hier am 7. und 8. in einer ziemlich kalten und rauhen Witterung, welche uns in Frankreich, und zu dieser Jahreszeit nicht wenig unerwartet kam.

Am 9. März wurde die blutige Schlacht von Laon geliefert, und mein Regiment, damals zur Brigade des Prinzen Wilhelm von Preußen und zum Yorkschen Corps gehörig, nahm Theil an derselben. Auf dem linken Flügel, den das Yorksche Corps bildete, bestand diese Schlacht anfänglich nur in einer sehr lebhaften Kanonade, die gegen Mittag anfing und ununterbrochen bis zum Abend dauerte, während auf andern Punkten, insbesondere die von andern Heertheilen besetzte, auf einem ziemlich steilen Berge gelegene Stadt Laon, vom Feinde lebhaft angegriffen wurde, ohne daß es ihm jedoch gelang, irgendwo

einen erheblichen Vortheil zu erringen. Vielmehr wurde unsere ursprüngliche Stellung auf beiden Seiten von Laon, mit der Stirn gegen die Aisne behauptet, und blieb in unserm Besitze, als der Abend, welcher den Franzosen so verhängnißvoll werden sollte, die gegenseitigen Kämpfe zu beendigen schien.

Unsere Heerführer hatten nämlich eine Blöße entdeckt, die sich der Feind gab, und um durch ungesäumte Benutzung derselben unter dem Schutze der Nacht, der Schlacht eine für uns vortheilhafte Entscheidung zu geben, beschloß der Feldmarschall Blücher einen allgemeinen Angriff des Feindes, welcher so etwas nicht erwartete, und die nächtlichen Bivouacs bereits bezogen hatte. Die zweite Brigade des Yorkschen Corps, wozu mein Regiment damals gehörte, unter Führung des Prinzen Wilhelm, erhielt den Auftrag, diesen nächtlichen Angriff durch die Wegnahme von Athis, eines vor unserer linken Flanke gelegenen und vom Feinde noch besetzt gehaltenen ansehnlichen Kirchdorfes, zu unterstützen. Dieses Dorf war als eine Flankendeckung schon am Tage ein großer Zankapfel; zuletzt befand es sich im Besitze mehrerer unserer Bataillone, namentlich auch des Fü-

silier-Bataillons meines Regiments, welche es aber wieder räumten, als es der Feind durch Brandgranaten angezündet hatte.

Dieses große und schöne Dorf stand noch in vollen Flammen, als der allgemeine Angriff unternommen wurde, und beleuchtete weithin die nächtlichen Kriegsscenen. Bei unserm Vorrücken gegen das Dorf mußten wir ganz in der Nähe desselben aufmarschiren, um einer versprengten feindlichen Abtheilung in unserem Rücken die Stirn zu bieten. Als wir uns zu ihrem Empfange rüsteten, begrüßte uns eine feindliche Batterie in großer Nähe mit einer Lage Kartätschen, die glücklicherweise, vielleicht wegen der zu großen Nähe, uns nicht trafen, sondern nahe über unsere Köpfe sauseten, und mit großem Geprassel in die Wände der nächsten Häuser des Dorfes einschlugen. Die Batterie zeigte sich uns nur durch den Blitz ihrer Geschütze, und die wegen ihrer großen Nähe deutlich hörbaren Commandos in französischer Sprache, außerdem blieb sie uns bei der Dunkelheit und der Blendung durch das helle Feuer des brennenden Dorfes, ganz unsichtbar.

Auf höheren Befehl setzten sich einige preußische Schwadronen sogleich in Bewegung, um die feind-

liche Batterie zu erobern, oder doch zu vertreiben. Bald hörten wir das Hurrah unserer Cavallerie, die Geschütze schwiegen und wir erfuhren, daß die Batterie mit ihrer sämmtlichen Bedienung erobert sei, während die übrigen Feinde, welche mit derselben gegen uns vorgerückt waren, unter dem Schutze der Dunkelheit sich zurückgezogen hatten.

Nach diesem Vorgange drangen wir, mit den ausgeschwärmten Tirailleurs vor uns, in das Dorf Athis ein, welches nur schwach vertheidigt und vom Feinde bald geräumt wurde. Hinter dem Dorfe fanden wir einen mit Gebüsch bewachsenen Hügel, stark mit feindlichen Tirailleurs besetzt, welche uns sehr lebhaft beschossen, indeß auch hier von den unserigen bald vertrieben wurden.

Um den Schrecken des allgemeinen Angriffs zu vergrößern, rückten alle unsere Colonnen im Sturmschritte vor, wobei sämmtliche Trommeln geschlagen, und häufig Hurrah! gerufen werden mußte. Von den zahlreichen Bataillons-Colonnen, welche auf diese Weise schnell vordrangen, wegen Dunkelheit der Nacht jedoch nicht sichtbar waren, verursachte das abwechselnde Hurrah-Geschrei und das fortwährende Schlagen der Trommeln, ein entsetzliches Geräusch und verbreitete unter den

Feinden einen wilden Schrecken, der jede Ordnung bei ihnen auflösete. Sie theilten sich immer mehr bei der Flucht, nur hin und wieder ließ sich ein zusammen gebliebenes Bataillon dadurch bemerken, daß es, im Viereck, Halt machte, und ein geregeltes Feuer gab, alsdann aber ungesäumt wieder abzog. Es war eine ziemlich kalte Nacht, die Erde hart gefroren, und daher auf dem harten Boden das Gerassel der im Trabe zurückkehrenden Artillerie und Fuhrwerke, weit hörbar.

Nachdem wir auf diese Weise ungefähr eine halbe Meile weit das brennende Athis hinter uns hatten, dessen Feuer uns in der Dunkelheit noch immer leuchtete, erhielt mein Regiment Befehl, eine Weile Halt zu machen. Hierbei lehnte es seinen rechten Flügel an eine Landstraße. Wir hatten noch nicht lange hier gehalten, als plötzlich ein Trupp Reiterei quer über die Heerstraße längs der Front unsers in Linie aufgestellten Regiments, im schnellen Trabe dahersprengte, ungefähr nur zehn Schritte von unserer Front entfernt. Wir hatten die Reiter in der Dunkelheit nicht eher bemerkt, als bis sie sich schon ganz in unserer Nähe befanden.

Ohne zu vermuthen, daß ein Trupp feindlicher Cavalleristen uns so nahe gekommen sei, hätten wir denselben unangefochten bei uns vorbeigelassen; denn, obgleich sie auf unser Anrufen nicht antworteten, rief unser vor der Front seines Bataillons haltender Commandeur: „laßt sie nur reiten! Es sind russische Dragoner!" Er hielt sie nur deshalb für solche, weil sie, wie diese, blanke Helme und weißliche Mäntel hatten, wie sich beim Scheine des noch immer brennenden Dorfes Athis, obgleich dasselbe bereits eine halbe Meile weit in unserm Rücken lag, deutlich bemerken ließ. Aber einer der hintersten feindlichen Cavalleristen verunglückte beim Sprunge über den Landstraßen-Graben. Er stürzte, und sein lauter Schmerzensruf: o mon dieu! wurde ihr Verräther. Bei diesem Ausrufe erkannte man die Cavalleristen sogleich als Franzosen; der Commandeur ließ das Bataillon schnell ein Viereck bilden und nach der Spitze feuern, wo einige Feinde verwundet und getödtet wurden. Die Uebrigen flohen davon. Von den Verwundeten erfuhren wir, daß sie französische Chasseurs waren, welche beim nächtlichen Angriff abgeschnitten waren, und versucht hatten, sich durchzuschlagen. Nachdem

die lärmende Verfolgung der allerwärts fliehenden Feinde während der Nacht so lange fortgedauert hatte, daß von denselben nichts mehr zu sehen war, gingen wir in der Nacht bis Athis zurück, und bezogen in der Umgebung dieses unglücklichen Dorfes Bivouacs, worin wir am 10. und 11. März blieben.

General von York nahm sein Lager in einem Bauernhause des Dorfes, welches durch die Feuersbrunst am wenigsten gelitten hatte. Feldmarschall Blücher hatte während dieser Tage sein Hauptquartier in Laon. Als es am 10. März völlig Tag geworden, zeigten sich die Verheerungen der gestrigen starken Kanonade, so wie des nächtlichen Blutbades; eine Menge Todter und Verwundeter, Freunde und Feinde untereinander, bedeckten das Feld. Auf höhern Befehl wurden, unter ärztlicher Aufsicht, die Verwundeten auf Wagen geladen und in die nächsten Feldlazarethe gebracht, die Todten dann in großen Gruben beerdigt, zu deren Anfertigung unsre Soldaten in großen Abtheilungen verwendet wurden. Auch sah man viele theils verwundete, theils getödtete Pferde herum liegen. Die erstern wurden schnell getödtet und alsdann ebenfalls vergraben.

Am 10. März war ich zufällig Zeuge einer kleinen Begebenheit, welche zur Charakteristik des Generals von York erwähnt zu werden verdient. Ich wurde nemlich zur Wache ins Hauptquartier gesandt. Beim großen Brande des Dorfes Athis war wunderbarerweise allein die Dorfkirche vom Feuer verschont geblieben, ungeachtet sie, so wie der anstoßende Glockenthurm, ganz von Holz erbauet waren. Die Kirche lag auf einem freien, von den nächsten Häusern hinreichend entfernten Platze, dem Kirchhofe, und diese Lage hatte sie wohl gegen Feuersgefahr geschützt. General von York hatte aus den Fenstern seiner Bauernstube, wo er diese Kirche sehen konnte, mißfällig bemerkt, daß einige Grenadiere, welche im Dorfe Holz für die Wachtfeuer suchten, sich an dem Glockenthurm vergriffen, und Bretter seiner Bekleidung loszureißen suchten. Er ließ dies sogleich streng untersagen und zu diesem Zwecke eine Schildwache an die Kirche stellen. Die Erinnerung an diesen Vorfall gab ihm dann Veranlassung, Nachmittags bei einem angeordneten Feld-Gottesdienste, im Kreise der Grenadier-Brigade, auf die ihm eigenthümliche Weise kräftig zu sprechen.

Vorher muß ich bemerken, daß ich als wachhabender Officier zur Mittagstafel geladen wurde, an welcher sich außer ihm nur seine Adjutanten und der Feldprediger des Corps befanden. Ueber der Tafel hörte ich den General mit seinen Adjutanten viel über die gestrige Schlacht, so wie über die während der nächtlichen Verfolgung erlebten Scenen, sich unterhalten. Einer der Adjutanten, welcher im Blücherschen Haupt-Quartier zum Parole-Empfang gewesen, theilte unter anderm dem General die Aeußerung des Feldmarschalls mit, daß das Yorksche Corps sich am gestrigen Tage durch Tapferkeit ausgezeichnet habe. Der General äußerte große Freude über diese Anerkennung der Leistungen seines Corps, und wurde ungewöhnlich heiter. Die Champagner-Flaschen knallten lustig, und versetzten die kleine Tischgesellschaft bald in eine sehr fröhliche Stimmung.

Allein der General wurde zusehends stiller und ernster, und wandte sich auf einmal zu dem ihm rechts sitzenden Feldprediger mit folgender Aeußerung: „Herr Oberprediger! der heutige Ruhe„tag der Truppen scheint wohl dazu geeignet, Ihrer„seits einige erbauliche Worte an dieselben zu rich„ten, um sie auf die in der Schlacht glücklich über-

„standenen Gefahren aufmerksam zu machen, und „sie hierfür, so wie für den uns zu Theil gewor„denen Sieg, zum Dankgebete zu Gott zu er„muntern. Ich wünsche daher, daß nach Verlauf „einer halben Stunde brigadenweise in den Bi„vouacs ein Gottesdienst gehalten werde. Soll„ten Sie hierzu noch eine Vorbereitung nöthig „finden, so stelle ich Ihnen anheim, die Tafel früher „zu verlassen." Der Feldprediger beurlaubte sich sogleich und der General schickte Adjutanten in die Bivouacs mit dem Befehle, daß die Truppen brigadeweise zum Gottesdienste antreten sollten.

Sobald die Tafel aufgehoben war, begab sich der General in Begleitung seiner Adjutanten und des Feldpredigers ins Bivouac. Die nächste Brigade, wo der Gottesdienst zuerst stattfand, war die Grenadier-Brigade, unter dem Befehle des General-Majors von Horn, welchem von dem oben erwähnten Versuche einiger Grenadiere, die Bretter des Glockenthurmes im Dorfe abzureißen, noch nichts bekannt geworden war. Als nun der Feldprediger seine Rede beendigt hatte, nahm der General selbst das Wort, und sprach mit der ihm eigenthümlichen Beredsamkeit im Kreise der Brigade, ungefähr Folgendes: „Grenadiere! Nachdem

„Euer Seelsorger zu Euch gesprochen hat, will ich, „Euer commandirender General, Euch noch ei- „nige Worte sagen. Ihr habt gesehen, wie Gott „über unsere Feinde, durch uns, als seine Werk- „zeuge, gestern ein strenges Gericht halten ließ. „Grenadiere! Ihr habt in vollem Maße hierbei „Eure Pflicht erfüllt. Das erkenne ich, Euer „Führer, mit Dank und Stolz an. Aber in der „kurzen Zeit seit dieser für Euch so ruhmvollen „Begebenheit, habt Ihr Euch herabgewürdigt, und „mein Herz tief verletzt." (General von Horn und Alle staunten hierüber sehr befremdet). „Denn in der furchtbaren Feuersbrunst, welche „das uns hier nahe gelegene, einst schöne und „blühende Dorf ganz verheerte, dessen zahlreiche „Bewohner jetzt obdach- und nahrungslos in den „Wäldern umherirren, verschonte Gottes allmäch- „tige Hand allein sein Haus, die Kirche. Ihr „aber habt Gottes schützende Hand nicht erkennen „wollen, indem Grenadiere heute sich vermaßen, „auch noch das geheiligte Gotteshaus zu zerstören. „Es fehlte nicht viel, so hättet Ihr die Ach- „tung verscherzt, welche Eure gestrige Tapfer- „keit mir abgenöthigt hatte. Ein solches Betra- „gen schändet den braven Soldaten. Ich würde

„bedauern müssen, mit Euch denselben Rock getragen „zu haben, wenn ihr mir nicht die feste Versicherung „gebt, daß unter Euch Einer für Alle, und Alle „für Einen stehen wollen, damit ein solcher Fre= „vel nie wieder von Euch verübt werde. Zum „Zeichen dieser Versicherung trete von jeder Cor= „poralschaft ein Mann vor, und bekräftige mir „dieselbe im Namen seiner Cameraden durch „Handschlag."

Der General von Horn, wie alle Officiere und Grenadiere, waren von dieser Rede sehr er= griffen, und da aus Blödigkeit kein Grenadier vortrat, reichte General von Horn dem Ge= neral von York seine Rechte, indem er etwa folgende Worte sprach, laut genug, damit die ganze Brigade sie vernehmen konnte: „Erlau= „ben Euer Excellenz, daß ich im Namen meiner „ganzen Brigade diesen Handschlag gebe, und „hiermit die Versicherung ausspreche, daß keiner „meiner Grenadiere sich jemals wieder eines ähn= „lichen Unfugs schuldig machen wird."

Durch diese Aeußerung ward General York sichtlich bewegt, Thränen kamen in seine Augen und er antwortete: „Recht so, lieber General, ich „nehme Ihren Handschlag und Ihre Versicherung

„gern an!" Zugleich umarmte er den General Horn im Angesichte seiner Brigade. Die Grenadiere fühlten sich durch diese Scene sehr ergriffen und brachen von selbst in ein donnerndes Lebehoch aus.

Bei den andern Brigaden des Corps wiederholten sich ähnliche Vorgänge. Der General schien sehr bewegt und in sich gekehrt, und sprach nach der Rede des Feldpredigers nur kurze, aber kräftige Worte zu den Soldaten, worin er ihnen hauptsächlich für ihre in der gestrigen Schlacht bewiesene Tapferkeit dankbare Anerkennung äußerte.

Am 12. März brach das Yorksche Corps aus den Bivouacs bei Athis auf und zog durch die Schlucht von Felieux. Desselben Weges waren die Franzosen bei ihrer Verfolgung in der Nacht vom 9. bis 10. März gezogen; es zeigte sich deutlich, daß der Schrecken, so wie die nächtliche Dunkelheit jede Ordnung und Besonnenheit in ihren Reihen vernichtet hatte. Wir fanden ganze Berge übereinander gestürzter Geschütze, Geräth- und Vorrathswagen, welche sie in der Schlucht zurückgelassen hatten. Um dieselbe für uns zugänglich zu machen, wurden schon Tags vorher eine Menge Soldaten zum Aufräumen ab-

gesandt. Bald hinter der Schlucht bezogen wir bei dem Städtchen Corbeny ein Bivouac und blieben hier sechs Tage stehen, welche Zeit fleißig dazu benutzt wurde, Waffen und Montirungsstücke wieder in Stand zu bringen.

Am 18. März rückten wir zwei Stunden weiter, bivouakirten die folgende Nacht bei dem Dorfe Juvincourt, gingen am 19. beim Flecken Bery au bac über die Aisne, und bezogen das Bivouac beim Dorfe Vanteauleur. Vom 20. zum 21. machten wir einen ermüdenden Nachtmarsch, bivouakirten hierauf bei Comlandon, und zogen noch am 21. in das Bivouac beim Städtchen la Fere en Tardenois, woselbst wir übernachteten. Ich mußte die Feldwache zur Sicherung der über die Ourcq führenden Brücke beziehen, und verlebte hier, wegen der häufigen Neckereien mit den feindlichen Vorposten, eine rechte unruhige Nacht.

Am 22. März bivouakirte mein Regiment bei Oulchy le Château, den 25. erreichten wir die Stadt Château Thierry, überschritten hier die Marne und machten einen Nachtmarsch nach Montmirail, wo wir den 25. bivouakirten. Am 26. März erreichten wir das Städtchen La

Ferté gaucher, und sahen hier ein feindliches Corps auf seinem eiligen Rückzuge nach Paris ganz in unserer Nähe vorbeiziehen. Dasselbe wurde hierbei von unserer Artillerie in der Flanke beschossen, ließ sich jedoch durch keine Gegenwehr in seinem Marsche aufhalten.

Das Regiment bezog hierauf beim Dorfe Trilport an der Marne das Bivouac. Ich erhielt hier den Befehl, einen bedeutenden Zug französischer Kriegsgefangenen, nach der Stadt la Ferté sous Jouarre zu führen, und sie dort an den russischen General Langeron abzuliefern. Am folgenden Morgen sollte ich mit meinen Mannschaften wieder zum Regimente nach Trilport zurückkehren.

Gegen Abend langte ich in La Ferté an und überlieferte die Gefangenen einem Adjutanten des Generals Langeron, welcher sie in einen Garten einquartirte, der mit vielen Schildwachen umstellt war. Beim Zuge befanden sich auch eine Menge feindlicher Officiere, mit welchen ich mich während des Marsches aufs Beste unterhielt. Sie äußerten sich für unsere freundliche Behandlung sehr dankbar, und wiederholten mehrfach, daß sie mit ihrem Schicksal ganz zufrieden sein würden,

wenn sie nur in den Händen der Preußen bleiben könnten, wogegen sie vor der Behandlung der Russen sich sehr fürchteten. Leider konnte ich ihr Schicksal nicht wenden und empfand es traurig, als sie bei ihrer Abgabe an die Russen, mit thränenden Augen von uns Abschied nahmen, und den Wunsch äußerten, daß ihnen einst Gelegenheit gegeben werden möchte, uns selbst oder doch Landsleuten von uns ihren Dank bethätigen zu können.

Nach Ablieferung der Gefangenen bivouakirte ich mit meiner Mannschaft die Nacht über in der Nähe des Quartiers des Generals Langeron, welches sich in einer breiten Vorstadt befand. Gegen Morgen weckte uns ein heftiger Knall, wobei wir einen Augenblick die Erde unter uns erbeben fühlten. Erschreckt sprangen wir vom Lager auf und fragten einander nach der Ursache. Die zur Bewachung der Gewehre ausgestellte Schildwache zeigte sogleich an, daß sie im Augenblicke des Knalles einen sehr hellen und breiten Blitz über der Stadt gesehen, und daß auch sie die Erschütterung des Erdbodens unter ihren Füßen gespürt habe. Ich begab mich nun ungesäumt zum General Langeron, um bei ihm vielleicht

Näheres in Erfahrung zu bringen, ließ ihm durch einen im Vorzimmer schlafenden Adjutanten von dem Vorfall Anzeige machen und erhielt Befehl, selbst einzutreten. Ich meldete nun, was wir gehört und gesehen. Der General sandte sogleich seinen Adjutanten auf Kundschaft, der jedoch bald ohne Erfolg heimkehrte.

An Ruhen war nun nicht mehr zu denken, und trat ich daher, da es auch schon heller tagte, mit meiner Mannschaft den Rückmarsch zum Regimente nach Trilport an. Das Regiment war im Begriff auf einer Pontonbrücke über die Marne zu gehen. Hier erst erfuhr ich die Ursache der Erschütterung. Die Franzosen hatten ein großes Pulver-Magazin, eine halbe Stunde von dem Orte entfernt, wo das Regiment bivouakirt hatte, in die Luft gesprengt, um die Vorräthe nicht in unsere Hände fallen zu lassen. Auf unserm Marsche jenseits der Marne erreichten wir bald den Punkt, wo das Magazin gestanden hatte, und erstaunten über die furchtbare Gewalt des Schießpulvers. Der ganze Raum war wie rein abgefegt, und von dem Gebäude außer einem schwarzen Fleck in der Form seiner Grundfläche keine Spur mehr sicht-

bar. Dagegen fanden wir eine große Masse Steine und Balken auf einer Entfernung von sechshundert bis achthundert Schritten, welche die Explosion bis dahin fortgeschleudert hatte, zerstreut.

Am 28. und 29. März rückten wir über Meaux der feindlichen Hauptstadt näher, und bezogen am letzten Tage Abends ein Bivouac auf einer Erhöhung des Bodens nur noch zwei Stunden von Paris entfernt. Die Sonne ging hinter Paris unter, als wir auf diesem Punkte ankamen. Ihr Schein und die spätere Abendröthe spiegelte sich auf der glänzenden Kuppel des Invaliden-Doms und ließ unsere neugierig spähenden Augen die Spitzen vieler Thürme, den Montmartre und einen großen Theil der jetzt schon so nahe liegenden feindlichen Hauptstadt deutlich übersehen. Daß wir nicht ohne blutigen Kampf zum Besitze derselben gelangen würden, ließ sich erwarten, aber bei der Nachricht, daß der Kaiser Napoleon mit dem größten Theile seiner Armee im Rücken der Verbündeten stehe, um sie dadurch von Paris abzuziehen, kam uns doch die hartnäckige Vertheidigung der Hauptstadt etwas unerwartet.

Schlacht bei Paris.

Die Division des Prinzen Wilhelm, zu welcher mein Regiment noch immer gehörte, wurde am 30. März Morgens zwischen dem Montmartre und den Höfen von Belleville, Front gegen den Ourcq-Canal, aufgestellt. Die Schlacht begann schon Morgens durch eine furchtbare gegenseitige Kanonade, ohne daß unsere Division hierbei zum unmittelbaren Angriff gelangte. Das Geschützfeuer hatte etwa eine gute Stunde gewährt, als die Division eine Bewegung seitwärts, zur Unterstützung der preußischen Garden machte, welche die Höhen von Belleville mit Lebhaftigkeit angriffen. Mein Regiment rückte durch das schöne Dorf Pantin, und besetzte hinter demselben den Ourcq-Canal mit vorgezogenen Tirailleurs, welche sich mit den Pariser National-Gardisten, die sich auf der andern Seite des Canals, bei der Vorstadt Lavillette befanden, gegenseitig lebhaft beschossen.

Ein von Seite der Verbündeten jenseits des Canals ausgeführter Cavallerie-Angriff veranlaßte die Franzosen, sich eilig nach Lavillette zurückzuziehen, so daß sie zwei unbespannte Kanonen stehen lassen mußten. Der Lieutenant von Thümmel unsers Regiments, welcher einen Zug unserer längs dem Ourcq-Canal schwärmenden Tirailleurs führte, bemerkte dies, drang rasch durch den Canal, dessen Wasser den Leuten bis an die Brust reichte, und nahm die beiden Geschütze, wofür ihm, da er das eiserne Kreuz zweiter Klasse bereits besaß, die erste Klasse zu Theil wurde.

Mein Regiment kam an diesem Tage verhältnißmäßig nur wenig ins Gefecht, und erlitt daher auch geringere Verluste, als in vielen früheren unbedeutendern Gefechten. Es mußte seine Stellung oft wechseln, und hatte zuletzt ein lebhaftes Feuer gegen die National-Gardisten, welche die Vorstadt Lavillette vertheidigten, zu bestehen, als schon gegen Abend, Adjutanten vorbeisprengten, mit dem Zurufe: „Waffenstillstand! Paris hat capitulirt!"

Diese freudige Nachricht, veranlaßte denn bald das Verstummen des Feuers; die National-Gardisten, welche gegen uns gestanden hatten, ver-

schwanden nach und nach hinter den Häusern der Vorstadt, und beim Einbruche der Dunkelheit rückte mein Regiment in Paris, in die schöne Vorstadt Lavillette ein.

Wir schließen hier die Mittheilungen des Verfassers, dem es mit seinem Regimente nicht vergönnt war, im folgenden Jahre bei Ligny und Belle-Alliance an den blutigen aber ruhmvollen Junitagen Theil zu nehmen. Das Regiment war bei Minden mit dem Festungsbau beschäftigt, als die Kanonen von Waterloo donnerten. Es traf in Paris ein, als bereits der Frieden abgeschlossen war, stand dann kurze Zeit in der Bretagne und Normandie in Cantonnirung und kehrte im März 1816 nach Königsberg in Preußen zurück.

Gedruckt bei Ph. Werle in Koblenz.

Inhalt.

	Seite.
Feldzug von 1812	1
Ueberschreiten der russischen Grenze	8
Lager bei St. Olai	10
Lager bei Mitau	24
Rückzug aus Rußland	35
Convention von Tauroggen	39
Ruhetage bis zur Kriegserklärung	43
Feldzug von 1813	48
Gefecht bei Dannigkow	50
Gefecht bei Merseburg	56
Verwundung und Gefangenschaft	64
Aufnahme im Sixterhospital zu Merseburg	79
Aufenthalt im Hause des Domprobstes von Holleufer in Merseburg	101
Aufenthalt auf dem Rittergute Scortleben bei Merseburg	116
Abführung nach Frankreich und Flucht	128
Uebergang über die Elbe. Gänzliche Befreiung	169
Rückkehr zum Regiment	182
Uebergang über die Elbe und Schlacht bei Wartenburg	188
Schlacht bei Leipzig	197
Abermalige Verwundung	202

Bayerische Staatsbibliothek München

	Seite
Ankunft in Halle	215
Flucht nach Landsberg und Rückkehr nach Halle .	218
Abermaliger Aufenthalt in Merseburg und Scortleben	228
Abreise zur Armee nach Frankreich	233
Der Feldzug von 1814. Schlacht bei Laon . .	246
Schlacht bei Paris	264

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zettler

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erinnerungen eines Preußischen Offiziers aus den Jahren 1812 bis 1814

Koblenz 1846

Eur. 252 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10405411-5